



PROJEKT LEBENSÄÄUME - WERKSTATTGESPRÄCHE

Wie müssen wir angesichts der sich verändernden Anforderungen der Gesellschaft in Zukunft planen und bauen?

Robert Hahn, Michael Kerbler, Beatrice Stude

Projekt LEBENS RÄUME



Wie müssen wir angesichts der
sich verändernden Anforderungen der Gesellschaft
in Zukunft planen und bauen?

Welcher Begriff von „Raum“ ist dafür angebracht?

Die IBA_Wien hat für die Projektidee „Lebensräume“ den IBA-Kandidaten-Status verliehen und unterstützt die Entwicklung eines konkreten und schließlich auch baufähigen Projektes durch einen Diskussionsprozess, der begleitend und parallel zur eigentlichen Projektentwicklung stattfindet und diese beeinflusst:

die Werkstattgespräche

- (1) Wie werden wir leben?
- (2) Wovon werden wir leben?
- (3) Das Quartier als Möglichkeitsraum
- (4) Der Nutzung Raum geben
- (5) Alles was Recht ist

„Ich sage danke für's neue IBA-Format,
ist witzig so zuzuhören, ein bisschen ungewohnt
und einsam halt daheim vorm PC. :) Gute Nacht.
#IBA_Wien #IBA_Lebensräume“

(1) Online-Zuschauer Peter Rippl

„Glaube nicht, dass das Bewusstsein schon
vorhanden ist, welche grundlegenden
Veränderungen noch auf uns zukommen
in Europa.“

(2) Online-Zuschauerin Mirjam Mieschendam

„Ich fand das Werkstattgespräch extrem famos,
die beteiligten Personen sehr erfrischend
und die Argumentationsgänge sehr,
sehr ansprechend.“

(3) Online-Zuschauerin Gertraud Kremsner

„Oh bitte! Können wir das nochmals
ganz LAUT wiederholen!?“

#DialogAufAugenhöhe #RaumAneignung
#Partizipation #Lebensräume.“

(4) Online-Zuschauerin Sabina Ruff

„Große Empfehlung für diese spannende
Diskussion. Was als Diskussion über
Nutzungsmischung Wohnen/Arbeiten begann,
führte durch Werner Neuwirth mitten hinein in
die Normenverzweiflung. Dem Mut in der
Planungs-Theorie steht aktuell wohl (noch)
mehr Angst in der Praxis gegenüber.“

(5) Online-Zuschauerin Barbara Ruhsmann

(1) Wie werden wir leben?



„Je nachdem wie sich die Gesellschaft, wie sich Politik, wie sich Ökonomie entschieden hat ...
werden wir eben 2030 in einer solidarischeren in einer sozialeren Gesellschaft leben oder in einer, die von noch mehr Spaltung geprägt ist.“

Michaela Moser

„Der Trend zur Individualisierung, glaub ich, wird weitergehen und aus dem Heraus entsteht ein **Bedürfnis nach anderen Formen von Gemeinsamkeit und von Gemeinschaft.**“

Kurt Hofstetter

Dipl.-Ing. Robert Hahn
Geschäftsführer Caelum Development GmbH

Wenn man sich überlegt, wo man an einem einzigen Tag überall war, wo man sich aufgehalten hat, welche Wege man zurück gelegt hat, Stunde für Stunde, Minute für Minute, würde man wohl kaum zum Schluss kommen, dass man überall in attraktiven, gar nutzungsadäquaten Räumen verweilt hat bzw sich durch sie bewegt hat. Dass diese Räume dem jeweiligen Aufenthalt für die beabsichtigte Nutzung gerecht werden. Man würde auch nicht zu dem Schluss kommen, dass der Raum, den man betreten hat, tatsächlich optimal genutzt wird. Entweder sind Räume derart zweckgebunden, dass sie nur eine bestimmte, schmale Bandbreite von Nutzungen aufnehmen können, oder sie haben keine tragfähigen Strukturen, um langfristig und nachhaltig benutzt zu werden.

Dabei geht es nicht nur um den Raum im Sinne vom „Zimmern“, sondern auch um die Strukturen einzelner oder mehrerer Gebäude und um den öffentlichen Raum dazwischen und um sie herum.

Man stellt diese Räume kaum in Frage, sie werden als gegeben hingenommen. Egal ob Wohnungen, Handelsflächen, Arbeitsstätten, öffentliche Räume und Plätze: sie werden auf Grund von vorgefassten, großteils normierten Vorstellungen der jeweiligen (Mono)Nutzung konzipiert und gebaut. Sie sind gewissermaßen der kleinste gemeinsame Nenner aller Vorschriften, Vorgaben und Vermarktungsstrategien.

Der urbane Raum ist massiv unter Druck geraten. Bodenpreise stiegen stark asynchron mit der Kaufkraft der Nutzer, Mittel für öffentliche Flächen sind spärlich und die durchschnittliche Größe von „Arbeits-“ und „Wohnräume“ sinkt. Der Einfluss der vermeintlichen Kosteneffizienz auf Raumkonzeptionen ist enorm. Ob Quadratmeter pro Arbeitsplatz im Büro oder Anzahl der Zimmer in Wohnungen oder Laufmeter Regale im Geschäft, die Benchmarks für Kosteneffizienz werden letztendlich von Möbelherstellern und Beratungsfirmen bestimmt und nicht von einer Vorstellung räumlicher Strukturen, die einerseits Lebensmodelle der heutigen Gesell-

(1) Wie werden wir leben?

Dipl.-Ing. Robert Hahn
Geschäftsführer Caelum Development GmbH

schaft aufnehmen und andererseits das Potenzial der künftigen Entwicklung berücksichtigen.

Es wäre interessant, die Anforderung an Raum danach zu bemessen, wie lang die jeweilige Aufenthaltsdauer für spezifische NutzerInnen in bestimmten Raumtypen tatsächlich ist. Wenn man ermitteln würde, wo und wie lang man sich durchschnittlich bei der gesamten Bandbreite alltäglicher Tätigkeiten aufhält, würde man ganz andere Vorgaben für Raumprogramme entwickeln. Man könnte zumindest Nutzungsprofile ohne streng funktionale Vorgaben entwickeln, die bedarfsgerechter sind und Räume ermöglichen, die flexibler und offener sind. Wie würde eine Wohnung ausschauen, die nicht nach Normmöbelabmessungen ausgelegt ist, sondern dem Wandel des „Normaltags“ weg von einer strikten Trennung der Lebensbereiche (Wohnen, Arbeiten, Freizeit, etc.) hin zu einer räumlichen Struktur, die eine Überlappung der Bereiche erlaubt.

Es gibt kaum Räume, die ständig benutzt werden. Es gibt aber viele, die selten und nur für einen bestimmten Zweck benutzt werden. Sie werden nur im Anlaßfall betreten. Bei manchen Räumen (WC, Küche, Arbeitsplatz, etc.) wird sich das kaum ändern, aber bei anderen (Aufenthaltsräume, Schlafzimmer, Arbeitszimmer, Stauräume, etc.) kann man sich eine Überlappung sowie eine Redimensionierung der Größen nach unten und oben vorstellen.

Es gibt auch Bedarf an gemeinschaftlich nutzbare Räume, ob im Verband der Einheit, in der Gebäudestruktur oder im öffentlichen Raum. Sie sollten Raum für ergänzende Funktionen übernehmen, aber keine grundsätzlichen ersetzen. Schließlich wird es zunehmend notwendig sein, Ressourcen zu teilen und Gemeinschaft auf allen räumlichen Ebenen zu fördern. Die rechtlichen und wirtschaftlichen Zwänge der Raumproduktion fördern uns dazu auf.

Die notwendige Dichte für Urbanität geht mir einer Durchmischung und Austauschbarkeit von

Nutzungen einher, die nicht mit einfachen Quoten bestimmter Nutzungen und der vielgepriesenen Belegung der Erdgeschosszone zu erreichen ist. Die Durchmischung muss tunlichst in der Gesamtstruktur möglich sein.

Im digitalen Zeitalter, wo virtuelle Räume fast beliebig erschlossen werden können, und die Automatisierung gekoppelt mit der Globalisierung die Lebensweise der Stadtbewohner maßgebend beeinflussen werden, wird die Bedeutung von „Ort“ stark relativiert. Schließlich sind aber urbane, gebaute Strukturen notwendig um Orte zu schaffen. Das Projekt „Lebensräume“ hat das Ziel, derartige Strukturen zu entwickeln und zu realisieren.

(1) Wie werden wir leben?

Dipl.-Vw. Klemens Himpele

Dienststellenleiter

MA 23 - Wirtschaft, Arbeit und Statistik

Diagnose

- Gesellschaft verändert sich: mehr Leute, diverser, dichter; v.a. viele im arbeitsfähigen Alter, mehr Ältere aber weniger Kinder relativ zur Gesamtbevölkerung (die aber gewachsen ist) („Wussten Sie, dass...“)
- Bildungssituation ganz anders als früher, ist wichtig für Wirtschaft
- Wir sind im Schnitt wohlhabender denn je. (Problem: Schnitt!)
- Wir sind flexibler und wechselhafter (Umzüge) - zeigt sich auch bei Wirtschaft (Tele, Ausfransung Arbeitsrecht usw.) und auch mehr alleine (auch wegen Alterung).

Zwischenbilanz

- Dadurch ergeben sich Herausforderungen, z.B. Infrastruktur. Wir können aber oft nicht bauen (Wohnungen, Verkehrswege), weil sich einzelne oder kleine Interessensgruppen dagegen stellen. Das große Ganze muss wieder in den Blick gerückt werden, das „Allgemeininteresse“
- aber auch Herausforderungen in gesellschaftlicher Hinsicht (wie leben wir in so hochdifferenzierter Gesellschaft zusammen und nicht aneinander vorbei?)
- Schulsystem als Integrationsmotor eine Antwort, aber nicht die einzige.
- Arbeit ebenfalls integrativ, muss sinnstiftend bleibend - Stillegeprämie wie Grundeinkommen keine Lösung für Gesellschaft

Gefahr

- Wenn sich „Arbeit“ stark diversifiziert (verschiedene Rechtsmodelle, Einzelkämpfertum usw., siehe unten Beispiele), wirkt das entsolidarisierend und desintegrativ. Zerstört Idee von Gesellschaft (Thatcher) und macht uns gegenseitig zu Konkurrenten (Mensch ist Menschen Wolf).

Lösung

- Wir entscheiden wie wir leben wollen, bei Wahlen. Wenig ist per se „alternativlos“, auch wenn einem das immer wieder eingeredet

wird. Beispiel Nulldefizit (Kardinal...).

- Es gibt Möglichkeiten: Industrie in Städte, Bildung, starkes Arbeitsrecht, Arbeitszeitreduktion
- In Wien haben Leute sich für proaktiven, optimistischen Kurs entschieden, Stadt Wien versucht zu liefern (Bildungscampus, Gemeindebauten, Airbnb, Qualifikationsplan, Initiativen im Arbeitsbereich wie unsere Konferenzen, Betriebszonenkonzept)

Datengrundlage

1. Demografie: Wie verändert sich die Gesellschaft?

- Starkes Wachstum: Vor fast 60 Jahren lebten in Wien 1,6 Millionen Menschen - heute sind es 1,9. Wachstum fand v.a. seit 2000 statt - Wien ist um Linz und Salzburg größer geworden seitdem
- Aber nicht nur mehr Menschen, auch Bevölkerungszusammensetzung ganz anders: 1961 2,0% Prozent Ausländer, heute fast 30%.
- 1971 10% der Menschen ohne religiöses Bekenntnis, heute über 30%. Auch in Wien war römisch-katholische Kirche mit 80% der Bevölkerung dominant - heute sind nur noch ca. die Hälfte katholisch - ihr Anteil klar unter der Hälfte. Gemeinschaften wie die Muslime oder orthodoxe Kirchen gab es 1971 ebenfalls nicht, heute beide um die 10%.
- Wien ist also bunter geworden. Das hat viel mit Wohlstand und Freiheit zu tun, was positiv ist. Gleichzeitig ist Zusammenleben in Vielfalt oft Herausforderung.
- Interkulturelle Kompetenzen immer wichtiger (auch in Schule). Gleichzeitig Integrationsbemühungen bedeutend. Wien hier wegweisend für Bundesländer (z.B. Gratiskindergarten mit guten Öffnungszeiten: 92% der Kinder in Wien gehen in Kindergärten mit Öffnungszeiten, die mit Vollzeitbeschäftigung beider Elternteile vereinbar sind. Platz 2 ist die Steiermark mit

(1) Wie werden wir leben?

Dipl.-Vw. Klemens Himpele

Dienststellenleiter

MA 23 - Wirtschaft, Arbeit und Statistik

weniger als der Hälfte, nämlich nur 43% der Kinder!)

- Bezirke völlig anders davon betroffen (vgl. 1971 heute): Die Innenbezirke am Gürtel sind alle geschrumpft, manche sogar sehr deutlich (1. Bezirk um 34%, 9. Bezirk um 22%). Die Westbezirke außerhalb des Gürtels sind in etwa gleich geblieben, inkl. 20 und 2. Massiv zugelegt haben Transdanubien (22 mehr als verdoppelt) sowie der Süden (Simmering fast verdoppelt). Mäßig gewachsen sind Meidling und Penzing. Interpretation: In der Fläche kann natürlich noch gebaut werden, Innendstädte immer teurer bzw. bieten mehr Komfort.
- Auf bei der Änderung der Struktur nach Staatsangehörigkeit sind die Bezirke unterschiedlich betroffen: In den Bezirken 15, 20, 10, 5, 16 ist der Anteil der Menschen mit ausländischer Staatsangehörigkeit um über 30 Prozentpunkte gestiegen. In der Brigittenau, in Favoriten, in Simmering, in Meidling, und in Floridsdorf hat sich der „Ausländeranteil“ seit 1971 mehr als verzehnfacht. Im 1. Bezirk, im 23. und im 13. dagegen weniger als verfünffacht. (eventuell Anspielung auf Wahlergebnisse)
- Die meisten Kinder (0 bis 9) gab es relativ zur Gesamtbevölkerung im Jahre 1971 (12%; die Absolutzahlen waren trotz einer viel größeren Gesamtbevölkerung 2017 in dieser Altersgruppe annähernd gleich groß). Für 2032 erwarten wir keine großen Änderungen bei den Kinder-Anteilen (rund 10%, wie heute). Der Anteil der Bevölkerung 75+ steigt seit 1971 moderat (1971: 7%, Prognose 2032: 9%). Die jungen Erwachsenen (20 bis 44) verzeichnen 2017 eine Spitze im Vergleich zu 1971 (38% heute, 33% damals), was der der Migration in dieser Altersgruppe geschuldet ist. Bis 2032 erwarten wir wieder einen moderaten Rückgang auf 35%.
- 1971 nur 5% mit Studienabschluss, heute ca. 25%. Frauen (1971 nur 3%!!) haben Männer nun überholt, lagen bis Anfang der 2000er-Jahre noch hinter ihnen!
- Gleichzeitig sank der Anteil der Menschen mit maximal Pflichtschulabschluss (40% -> 24%).

Bleibt aber aufgrund Wirtschaftswandel bedeutende Herausforderung. (Maturanten bleiben gleich = Rest = 50%)

2. Wie verändern sich Wohn- und Lebensformen

- Wie wir wohnen hat sich auch geändert, „Single-Haushalte“ verbreiteter als früher (betrifft aber auch viele ältere Menschen - Alterung). 1971 noch 16% 1-Personen-Haushalte, heute 22%. Bei 2-Personen-HH liegt Wert gleich bei ca. 30%; aber wesentlich weniger 3-Personen-Haushalte: von 24 auf 19 Prozent zurückgegangen (5+: 11% -> 14%).
- Wir wechseln auch häufiger Wohnort: Seit 2002 stieg die Zahl der Umzüge innerhalb Wiens um 43% - heute ziehen jährlich über 180.000 Menschen innerhalb der Stadt um. Die Bevölkerung stieg in diesem Zeitpunkt übrigens „nur“ um 17%. PUBLIKUMSFRAGE: Wer ist im Jahr 2017 umgezogen? Sollten 10% sein, wobei v.a. eher Junge oder frisch Zugewanderte häufiger umziehen)
- mehr Pendelei: netto kamen 1971 „nur“ 74.000 Menschen von außerhalb nach Wien arbeiten, jetzt sind es 170.000 (brutto sind es sogar 260.000 Einpendler) - man braucht Verkehrswege wie Lobautunnel.

3. Wie verändert sich die Arbeit?

Trends wie die Digitalisierung bieten auch die Möglichkeit flexibler zu arbeiten. Bestehende Modelle wie Telearbeit werden dabei um weitere Freiheiten ergänzt. Arbeitsort- und Arbeitszeit können durch die Entwicklung von neuen Technologien immer flexibler gestaltet werden.

Für 2012 fand die Statistik Austria heraus, dass unter Betrieben mit mehr als zehn Beschäftigten rund 15% aller MitarbeiterInnen tragbare Geräte mit mobilem Internetzugang zur Verfügung gestellt bekommen (Laptop, Tablet, Mobiltelefon); in Branchen wie IKT liegt dieser Anteil bei mehr als 50%.

(1) Wie werden wir leben?

Dipl.-Vw. Klemens Himpele

Dienststellenleiter

MA 23 - Wirtschaft, Arbeit und Statistik

Der Trend zu „anytime, anywhere“ dürfte in Zukunft noch weiter zunehmen. Dass der/die ArbeitnehmerIn nicht mehr zwingend im Büro an einem fixen Platz sitzen muss wird auch durch die Tendenz zum shared-desk und zu coworking-spaces unterstützt.

Gerade im Bereich des Einzelunternehmertums und der Start-ups könnte in Zukunft ein verstärkter Bedarf für zeitlich befristete und kurzfristig verfügbare Räume zum Arbeiten vorhanden sein.

Abseits der räumlichen und zeitlichen Gestaltung der Arbeit hat die Digitalisierung auch Auswirkungen auf die Organisation der Arbeitsabläufe. Crowdwork oder auch Crowdeployment steht hier beispielhaft für die Tendenz in Feldern wie Design, Programmierung oder bei Schreib- und Übersetzungsdiensten, Arbeitsprozesse über das Internet an eine undefinierte Menge an Dienstleistern auszulagern.

Beginnend von „amazon mechanical turk“ existiert inzwischen eine Vielzahl an Internetplattformen, die als Intermediäre Kunden und Lieferanten zusammen bringen, indem sie Kundenaufträge bündeln, damit Dienstleistern Zugriff auf Aufträge verschaffen und z.B. auch die Abwicklung der Leistungsentgeltung übernehmen.

Die Entwicklung geht weg von reinen „Microtasks“ und umfasst mittlerweile auch komplexere Arbeiten. Probleme ergeben sich bei dabei in erster Linie bzgl. der sozialen Absicherung der Crowdworker, da diese oft in arbeitnehmerähnlichen Verhältnissen als Selbstständige tätig sein müssen.

Fortschritte im Bereich der künstlichen Intelligenz und der Robotik führen dazu, dass eigenständige Systeme viele automatisierbare Routinetätigkeiten übernehmen, die bislang von Arbeitskräften durchgeführt wurden. Dies wird nicht nur die Industrie und Sachgüterproduktion sondern eine Vielzahl von Branchen betreffen. Angefangen vom Banken- und Versicherungssektor, der eine breite Palette

seiner Angebote in den online Bereich verschoben hat, bis hin zum Gesundheits- und Sozialbereich, in dem zunehmend Roboter (bspw. In der Pflege) als auch intelligente Programme zu Diagnosezwecken herangezogen werden können.

Chat-Bots übernehmen bereits in vielen Branchen die Kundenbetreuung bei Standardanfragen - auch in Stadt Wien. Wie viele Jobs in Zukunft davon betroffen sind, darüber scheiden sich die Geister, die qualifikatorischen Anforderungen an die ArbeitnehmerInnen der Zukunft dürften jedoch definitiv höher werden.

4. Wie verändert sich die Produktion?

Der Strukturwandel der letzten Jahrzehnte hat besonders in den Städten zu einem Rückgang der Sachgüterproduktion/Industrie geführt und das Wachstum des Dienstleistungssektors angetrieben.

Der De-Industrialisierungsprozess in Metropolen wie Wien hat sich in den letzten zehn bis 15 Jahren aber merklich verlangsamt. Allein deshalb, weil der wirtschaftliche Strukturwandel vom sekundären zum tertiären Sektor in Wien inzwischen bei einem Verhältnis von 15% zu 85% angelangt ist, ist eine Reduktion von weiteren Teilen der Sachgüterproduktion zwar denkbar, aber nicht in den Größenordnungen der letzten Jahrzehnte.

Trotz dieses Rückgangs bleiben viele Dienstleistungsbereiche eng mit der Industrie und der Sachgüterproduktion verbunden (servo-industrielle Sektor). Der markanteste Indikator einer De-Industrialisierung in der Produktion ist der Wegfall von vielen manuellen und eine Zunahme nicht-manueller Jobs.

Wenn in der Wiener Sachgüterproduktion in den nächsten zehn bis 20 Jahren allenfalls ein mäßiger Rückgang der gesamten Branchenbeschäftigung zu erwarten ist – dies freilich in Abhängigkeit von der Konjunktur und der Produktivitätsentwicklung

(1) Wie werden wir leben?

Dipl.-Vw. Klemens Himpele
Dienststellenleiter
MA 23 - Wirtschaft, Arbeit und Statistik

in den einzelnen Sparten –, kann man dessen ungeachtet von einem anhaltenden Trend hin zu höheren Qualifikationsanforderungen ausgehen.

Demgegenüber ist im Rahmen von flexiblen Produktionsnetzwerken bzw. im kleinbetrieblichen Maßstab auch ein Zugewinn von Jobs bei „urban production“ zu erwarten. Für die Rückkehr der Industrie in die Städte spricht unter anderem der zunehmende Wunsch nach Flexibilisierung und Individualisierung der Produktion gemäß den Kundenwünschen. In vielen Branchen kann die Abkehr von der standardisierten Massenproduktion hin zur Einzelanfertigung mit Unterstützung von neuen Produktionsverfahren wieder sinnvoll werden. Dies wird durch die Entwicklungen bei additiven Verfahren (bspw. 3D Drucker) und platzsparenden Fertigungsprozessen (bspw. Vertikale Produktion) ermöglicht. Individuellen Kundenwünschen kann hiermit zeitnah in der Stadt nachgegangen werden.

Neben der Möglichkeit, näher am Kunden zu sein, spricht für Unternehmen in der Produktion auch das Angebot an hochqualifizierten Arbeitskräften und die Nähe zu innovativen Milieus, die in der Stadt verfügbar sind. Die Vereinbarkeit von Wohnen und Produzieren in der Stadt wird durch die technischen Verbesserungen in den Fertigungsprozessen unterstützt. Eine Herausforderung an die Stadtplanung ist es, geeignete Räume für diese Mischnutzung zur Verfügung zu stellen. Wien hat sich hier mit dem Fachkonzept „produktive Stadt“ zur Produktion in der Stadt bekannt und will damit die zukünftigen Entwicklungen bei den Fertigungsprozessen unterstützen.

Dr. Raimund Gutmann
Stadt-/Wohnsoziologe, wohnbund:consult,
Mitglied im IBA-Beirat

Suche nach Antworten auf dem Hintergrund sozio-demografischer Veränderungen, technologischer Innovationen & neuer Arbeitswelten

Auf diese Frage gibt es keine eindeutige, einfache Antwort. Viel zu vielschichtig sind die ökonomischen, gesellschaftlichen, technologischen, soziodemografischen und politischen Rahmenbedingungen. Die Trend- und Zukunftsforschung kann nicht voraussehen, wie wir leben werden, sondern sie interpretiert empirische Fakten und Prognosen, umreißt Trends und erstellt plausible Szenarien. Interessant für die Fragestellung sind vor allem die Thesen und Prognosen, die sich auf gesellschaftliche Trendentwicklungen, neue Lebensmuster oder Verhaltensweisen der Menschen beziehen.

Zur Annäherung an die Beantwortung dieser Fragen ist ein Blick auf die gesellschaftlichen (Mega-)Trends, die uns bereits prägen und in den nächsten Jahrzehnten verstärkt prägen werden, Voraussetzung. Im Folgenden eine Auswahl, über die wir reden müssen: (vgl. Zukunftsinstitut, 2015)

Zukunftstrend: Individualisierung

Die zunehmende „Individualisierung“ der Gesellschaft ist für das Thema der Megatrend schlechthin. Sie hat unterschiedliche Ursachen und ebenso unterschiedliche Auswirkungen auf die Lebensgestaltung. Die durch die Individualisierung bedingte Fragmentierung führt zu deutlich spürbaren Veränderungen in allen Bereichen der Gesellschaft. Versuche, die Gesellschaft als eine Ansammlung von Gruppen zu definieren, die sich katalogisieren und schematisieren lassen, funktionieren nicht mehr.

Traditionelle Formen von Zugehörigkeiten lösen sich immer mehr auf, es entsteht eine Multioptionsgesellschaft mit allen Vor- und Nachteilen, die dies mit sich bringt. Einen Beitrag dazu leistet die rasche Veränderung der Geschlechterverhältnisse, Umbrüche im Berufs- und Privatleben von Männern und Frauen, die Auflösung klassischer Familienstrukturen und neue Beziehungs- und Familienrollen. In der Trendforschung wird der Wandel der Rolle der Frau als „Female Shift“ bezeichnet.

Die zunehmende Individualisierung ergibt sich auch

(1) Wie werden wir leben?

Dr. Raimund Gutmann

Stadt-/Wohnsoziologe, wohnbund:consult,

Mitglied im IBA-Beirat

aus der Dominanz ICH-bestimmter Lebenskonstruktionen und zunehmendem Bestreben nach Selbstfindung und Selbstverwirklichung. Gleichzeitig ergibt sich daraus ein scheinbar gegenläufiger Trend, eine Sehnsucht nach mehr Gemeinschaft und Begegnung, ein Wunsch nach guter Nachbarschaft, um Negativfolgen wie Einsamkeit zu begegnen. Als Gegentrend zur totalen Individualisierung werden immer mehr auch die positiven Aspekte des „Wir“, wie Austausch und gegenseitige Unterstützung, deutlich.

Zukunftstrend: Die neue Multigrafie

Die 3-teilige „Normal-Biografie“ aus kurzer Kindheit, danach Arbeit und Familie und zum Schluss einer kurzen Rente, ist in Auflösung begriffen. Traditionelle, stabile Lebensbiografien werden immer seltener, d.h. die Biografie ist in der heutigen Gesellschaft zu einer „Multigrafie“ geworden, die sich aus mehreren Brüchen, Veränderungen, Umwegen, Neuanfängen und Aufbruch-Phasen zusammensetzt. Dies bringt auch ein Mosaik aus Lebensstilen und Lebensphasen mit stark wechselnden Orten, Nachbarschaften und sozialen Netzen mit sich. Dieser Trend erfasst in unterschiedlicher Ausprägung durchaus alle gesellschaftlichen Schichten.

Zukunftstrend „Silver Society“

Einen weiteren Faktor stellt die sogenannte „Silver Society“ dar, die sich durch die Zunahme des Anteils sogenannter „neuer Alter“ bildet. Sie ist charakterisiert durch ein anderes Altern, ein Heraustreten aus traditionellen Altersrollen („Downaging“) und bestehende Aktivität bis ins höhere Alter (ehrenamtliches und nachbarschaftliches Engagement, Erwerbsorientierung trotz Pension, spätes Studieren, etc.). Dies hat eine zunehmende Differenzierung auch in dieser Altersgruppe zur Folge – „die Alten“ gibt es nicht mehr. Es findet auch eine Ausdifferenzierung der vielfältigen Bedürfnisse einer älter werdenden Gesellschaft statt – im Zentrum steht der Wohnraum im Bestand, d.h. das „Ageing in place“, denn die meisten Menschen wollen in vertrauter Umgebung alt werden.

Die demografische Alterung ist jedoch im Bereich der Hochbetagten zu einem großen gesellschaftlichen Thema geworden. Sichtbar ist der steigende Bedarf an vielfältigen Dienstleistungen, Unterstützungsangeboten und (Kommunikations-)Technologien. Dies wird auch die weitere Entwicklung des Wohnungsbestands massiv beeinflussen. Welche Ansätze und Kooperationen braucht es, um eine langfristig gute Lebensqualität in den gewohnten vier Wänden zu ermöglichen? Bleibt das herkömmliche ‚Anstalten-Wohnen‘ im hohen pflegebedürftigen Alter den Armen, den sozial Abgehängten vorbehalten?

Zukunftstrend: Milieus und neue Lebensstile

Mit einer sich ständig wandelnden – durch Vielfalt und Mobilität – geprägten Gesellschaft veralten die Interpretationsmodelle immer schneller, anhand derer Gesellschaft (und ihre sozialräumlichen Ausprägungen) verstanden werden kann. Das, was Gesellschaft früher offensichtlich so überschaubar machte, unterliegt gegenwärtig einem gewaltigen Erosionsprozess. Alter, Schicht und religiöse Zugehörigkeit sagen heute – in unserer westlichen Kultur – weniger über Menschen aus, als sie es früher getan haben. Die Soziologie spricht diesbezüglich von der „Neuen Unübersichtlichkeit“. Soziale Schichten sind durchlässig geworden und auch Alter, Einkommen, Geschlecht erklären soziales Verhalten in einer pluralistischen Gesellschaft nur noch unzureichend.

Laufend formen sich neue Lebensstile und Wertesysteme aus und lassen eine Mischung unterschiedlicher Werte, regionaler Herkunft und Lebensstile sowie neue „Sinn“-Kulturen entstehen, die vielfach ortsunabhängig und raumübergreifend angelegt sind.

Zukunftstrend: Neue Arbeitskulturen

Auch die Arbeitskultur hat sich in den letzten Jahrzehnten massiv verändert. Auf dem Weg von der Industrie- zur Wissensgesellschaft sind die neuen Treiber Information, Kreativität und Service. Der klassische ortsgebundene, fixe Arbeitsplatz existiert nicht mehr in der Form und multiloka-

(1) Wie werden wir leben?

Dr. Raimund Gutmann
Stadt-/Wohnsoziologe, wohnbund:consult,
Mitglied im IBA-Beirat

le, non-territorial organisierte Unternehmenslandschaften gewinnen an Bedeutung. Dieses „New Work“ führt auch zur Aufhebung der räumlichen Trennung von Wohnen und Arbeiten. Es kommt auch hier zu einer Individualisierung und einem zunehmenden Pluralismus der Arbeitsformen und Arbeitsstile. Gemeinschaft spielt auch bei zukünftigen Arbeitsmodellen eine wichtige Rolle, ob im Rahmen von „Crowdsourcing“ oder „Co-Working“.

Zukunftstrend: Globalisierung

Die Globalisierung stellt eine der zentralen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts dar. Sie zeigt Auswirkungen in allen Bereichen der Gesellschaft, nicht zuletzt auch in der Stadtentwicklung und im Wohnen. Sie spiegelt sich wider in der zunehmenden ethnischen Vielfalt der Städte und den dadurch entstehenden Herausforderungen. Darüber hinaus ist in den europäischen Gesellschaften auch ein kontinuierliches Wachsen multilokaler Wohn- und Lebensformen („Multilokation“) zu beobachten.

Das sind – als Diskussionsanstoss – in knappster Form die wichtigsten der gesellschaftlichen Trends, die unser Leben entscheidend beeinflussen werden. Wir werden sozial nur sehr unterschiedlich davon betroffen werden! Fix ist nur: nichts bleibt wie es ist!

FH-Prof. Mag. Dr. Michaela Moser
Dienststellenleiter
Ise Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung

Aus Sicht der sozialen Inklusionsforschung und meiner Forschungs-Schwerpunkte Diversität, Partizipation und Demokratieentwicklung, sowie auf Basis meiner Erfahrungen aus der Armutskonferenz und dem Wohnprojekt Wien werde ich mich auf jene drei Themen konzentrieren, die die Philosophin und Politikwissenschaftlerin Nancy Fraser bereits vor Jahren als zentrale Fragen sozialer Gerechtigkeit definiert hat.

Verteilung Anerkennung Repräsentation

Dabei werde ich zunächst ein wenig den Status Quo skizzieren (wachsende Kluft zwischen Arm und Reich, zunehmend politisch-ideologische Polarisierung bzw. Fragmentierung der Gesellschaft, Politikmüdigkeit, sinkende Wahlbeteiligung etc.), mich dann aber vor allem auf Perspektiven für positive Veränderungen konzentrieren:

- Um-Verteilung von Arbeit, Einkommen, Vermögen, Zeit durch Arbeitszeitverkürzung, Grundeinkommen und einiges mehr
- Potential der Care-Perspektive für Ökonomie, Gesellschaft, Politik (Sorge füreinander und das Gemeinwohl im Mittelpunkt) mit Bezug auf theoretische Ansätze (Care-Ethik) und Bewegung (Care-Revolution)
- Chancen und Grenzen des Commons Ansatz und der Sharing Economy – bzw. Ecommo-ny-Ansatz (von F. Habermann)- Weiterentwicklung der Demokratie: Bürger*innenbeteiligung, Soziokratie etc.

Ich werde jeweils sowohl kurz die theoretischen Hintergründe als auch konkrete Beispiele bereits jetzt gelebter Praxis, z.B. in Wohnprojekten, sozialen Bewegungen etc. vorstellen.

(2) Wovon werden wir leben?



„**Coworkingspaces** und alles was da jetzt eh schon entstanden ist, dass ist wirklich etwas wo ich denke:

Raum gestaltet auch Leben.

Wir wissen evidenzbasiert, dass es nicht wirklich lustig ist in den 4 Wänden zu leben und zu arbeiten. **Aber es sollte nah sein, damit wir nicht weite Wege haben.**“

Manuela Vollmann

„Was mir ganz wichtig erscheint, dass wir eine ganz lebhaftige Landschaft haben des Maker-Movements, wo Aktivitäten von kleinen Produzenten ... **vielfältige Kooperationsformen, neue Produktionsformen und Dienstleistungen in der Stadt etablieren.**“

Dieter Läßle

Prof. em. Dr. Dieter Läßle
Internationale Stadtforschung, Volkswirt, HCU
HafenCity University Hamburg

Bei der Frage nach der Zukunft der Arbeit stoßen wir in der öffentlichen Diskussion auf zwei völlig gegensätzliche Narrative:

Einerseits ist die Rede von der Perspektive einer Vollbeschäftigung. Als zentrales Problem wird vor allem der Fachkräftemangel gesehen. Weitgehend ausgeblendet bleibt bei diesem optimistischen Diskurs die Langzeitbeschäftigungslosigkeit, die sich in einigen Quartieren der Städte in problematischer Weise konzentriert und verfestigt hat.

Andererseits gibt es im Kontext der Diskussion über die Folgen der Digitalisierung alarmistische Szenarien, die davon ausgehen, dass in den nächsten 10 bis 20 Jahren jeder zweite Arbeitsplatz durch Roboter oder Algorithmen ersetzt werden könnte. Erwartet werden epochale Veränderungen. Nicht nur in Fabriken, sondern auch in Büros, Banken, Krankenhäusern oder im Verkehr könnten Roboter und Algorithmen das Kommando übernehmen.

Die These einer Krise oder gar eines Endes der Arbeitsgesellschaft aufgrund des technologischen Fortschritts wird seit über hundert Jahren immer wieder vertreten. Vor allem Ende des 20. Jahrhunderts häuften sich Prognosen, die ein Ende der Erwerbsarbeit erwarteten. Diese These erwies sich als eine krasse Fehlinterpretation des tiefgreifenden Wandels moderner Gesellschaften. Zwar verschwanden in den letzten 20 Jahren ganze Branchen, aber vernichtet wurden Jobs und nicht die Arbeit. Die Bedeutung der Erwerbsarbeit hat in den letzten beiden Jahrzehnten nicht ab-, sondern zugenommen. Dies wird u.a. deutlich in der starken Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit in unseren Städten.

Nach wie vor ist der Arbeitsmarkt die zentrale Arena, in der die Entscheidungen über die Lebenschancen der Menschen fallen. Die Teilhabe am Arbeitsleben ist in unserer Gesellschaft wesentlich für eine gelingende Integration. Nicht nur für den Erwerb eines Einkommens, sondern auch für die soziale, politische und kulturelle Teilhabe.

(2) Wovon werden wir leben?

Prof. em. Dr. Dieter Läßle
Internationale Stadtforschung, Volkswirt, HCU
HafenCity University Hamburg

Die Auswirkungen der Digitalisierung auf die Zukunft der Arbeit werden widersprüchlich eingeschätzt. Wird sich die Digitalisierung als ein Jobkiller oder ein Jobmotor erweisen? Mit Sicherheit ist sie ein Jobveränderer. Routinearbeiten werden voraussichtlich verschwinden. Arbeitsplätze mit höheren Qualifikationen könnten entstehen. Die Qualifikationsanforderungen werden sicherlich steigen.

Die Arbeit wird mobiler, flexibler, vernetzter und teilweise auch eigenverantwortlicher. Das tradierte Normalarbeitsverhältnis mit festen Vollzeitstellen erodiert. Neue, sogenannte „untypische“ Beschäftigungsverhältnisse, also befristete Beschäftigung, Teilzeitarbeit, Leiharbeit oder Freelancer werden zunehmen. Durch die „digitalen Plattformen“ für „On-Demand-Dienstleistungen“ und „Crowdwork“ wird es vor allem zu einer Zunahme von Solo-Selbständigen kommen. Insgesamt werden sich prekäre Beschäftigungsverhältnisse ausbreiten. Ein Gewinn an Autonomie wird verbunden sein mit steigender Unsicherheit und Abhängigkeit. Die neuen Vermittlungsplattformen können jedoch auch Kleinproduzenten, sogenannten „Makers“, einen einfachen Zugang zu Nischenmärkten bieten.

Damit eröffnen sich neue Produktions- und Erwerbsmodelle. Eine zentrale Rolle spielt dabei die 3-D-Druck-Technologie und die darauf basierenden TechShops und FabLabs. Diese vernetzten Kleinwerkstätten oder Minifabriken könnten in Zukunft eine Dezentralisierung der Produktion an die Orte des Konsums ermöglichen. Das Motto dieser Open Source- und Makerhood-Bewegung ist: „Der Stadtteil ist unsere Fabrik.“

Unter den Stichworten „Industrie 4.0“ und 3D-Drucker-Technologie eröffnen sich jedoch auch für die moderne Industrie sehr interessante Perspektiven, um Produktion zurück in die Stadt zu verlagern oder auch bestehende Produktion in einem Hochlohnland wie Österreich konkurrenzfähig halten. Es gibt inzwischen erste Beispiele, wo mit diesen

neuen digitalen Technologien neue Fabriken mitten in der Stadt angesiedelt wurden. Mit seinem Fachkonzept „Produktive Stadt“ hat die Stadt Wien wichtige Weichen gestellt um materielle Produktion – in der Form moderner Industrie oder urbaner Manufakturen – in der Stadt zu halten.

Das aktuell zentrale Problem auf dem Arbeitsmarkt der Großstädte ist der Keil zwischen qualifizierten und gut verdienenden Arbeitsplatzbesitzern auf der einen Seite und den geringqualifizierten und älteren Arbeitslosen und arbeitssuchenden Migranten und Schutzsuchenden auf der anderen Seite.

Es besteht die Gefahr, dass dieser Keil, der eine wesentliche Ursache für die Polarisierung unserer Städte ist, ausgeprägter wird. Niedrigschwellige Qualifizierungs- und Beschäftigungsangebote, die nicht in die Prekarität führen,

sind eine der großen Herausforderungen für eine Einwanderungsstadt wie Wien. Deshalb bedürfen lokale Ökonomien und Migrantenökonomien auch einer großen Aufmerksamkeit.

Unsere Städte mit ihrer äußerst vielfältigen Bevölkerungsstruktur, ihren unterschiedlichen sozialen und kulturellen Milieus und sozialen Fragmentierungen brauchen eine Vielfalt an Beschäftigungsmöglichkeiten und Lernarenen – für sehr unterschiedliche Qualifikationen und Arbeitsformen. Hierfür müssen wir die urbanen Arbeitswelten weiterentwickeln. Wir brauchen offene Möglichkeitsräume für unvorhersehbare Zukünfte und Experimentierorte für problemgetriebene Innovationen.

(2) Wovon werden wir leben?

Mag. Dr. Markus Marterbauer
Nationalökonom, Arbeiterkammer Wien

„Mitten in der größten wirtschaftlichen Katastrophe der modernen Welt“, im Jahr 1931 formulierte der britische Ökonom John Maynard Keynes in seinem Artikel „Economic possibilities for our Grandchildren“ eine positive Vision für die langfristige wirtschaftliche Entwicklung: Trotz des tiefen Einbruchs in der Krise werde der Lebensstandard in 100 Jahren als Folge des technischen Fortschritts und der Akkumulation des Kapitals vier bis acht Mal höher sein. Dann wären die drängenden ökonomischen Probleme der Menschheit - va die Knappheit an Einkommen und Gütern gelöst - und sie könnte ihre Energien endlich nicht-ökonomischen Aufgaben widmen „to live wisely, agreeably and well“: Keynes erwartete eine Arbeitszeit von 10 bis 15 Stunden pro Woche und viel Zeit für soziale Beziehungen, wissenschaftliche Erkenntnis und Muße.

Messen wir die Keynesische Vision an der empirischen Entwicklung so fällt das Urteil differenziert aus: Das BIP pro Kopf ist zB in Österreich bereits 2010 etwa acht Mal so hoch gewesen wie 1930, Keynes hat die Entwicklung der Produktivkraft also ziemlich präzise eingeschätzt. Auch die geleistete Arbeitszeit pro Kopf ist in den letzten 90 Jahren markant zurückgegangen, allerdings bei weitem nicht auf die von Keynes erwarteten 10-15 Stunden pro Woche und viele Menschen streben eher nach dem neuesten Modell des Flachbildschirms oder des Pkw anstatt wie vom britischen Gentleman Lord Keynes erhofft, nach Kulturgenüssen und Freizeit.

Zu Innovation in Produkten, Produktionsmethoden und Vertriebskanälen drängt es die Menschen laufend, in 20 Jahren wird die Güter- und Dienstleistungswelt ganz anders aussehen als heute, und es wird weiterhin keinen Mangel an Produktionsmöglichkeiten geben. Der technische Fortschritt konzentriert sich derzeit auf den Bereich der Digitalisierung, der Roboterisierung und der „künstlichen Intelligenz“, doch er beschränkt sich bei weitem nicht darauf. Die Politik kann diese Entwicklung mit einem gut ausgebauten und innovativen Bildungs- und Forschungssystem unterstützen und

es besteht wenig Zweifel, dass Staaten mit einem fortgeschrittenen Industriesystem, zu deren Spitze Österreich gehört, von dieser Entwicklung in besonderem Maß profitieren werden.

Die entscheidende ökonomische Frage ist weniger, ob und in welchem Ausmaß technischer Fortschritt stattfindet, welche Produkte in Zukunft angeboten und nachgefragt werden und ob sie noch in Europa produziert werden, sondern vielmehr, unter welchen institutionellen Umständen der technische Fortschritt gesellschaftlich verarbeitet, wie er genutzt wird und wem er zugutekommt?

Technische „Revolutionen“ wie die Einführung des mechanischen Webstuhls, der Dampflokomotive oder der Waschmaschine haben über die Jahrhunderte zu massiven Preisrückgängen der produzierten Produkte geführt, damit die Massenkaukraft gestärkt, die Nachfrage nach anderen Gütern und Dienstleistungen ausgeweitet, damit zu einer Erhöhung der Investitionstätigkeit und der Produktivität geführt, eine rasche Expansion der gesamtwirtschaftlichen Produktion und der Beschäftigung sowie eine Verringerung der geleisteten Arbeitszeit bei gleichzeitigen Reallohnsteigerungen ermöglicht.

Das folgt allerdings nicht zwingend: Technische Revolutionen können auch primär die Gewinne erhöhen, ohne höhere realwirtschaftliche Produktion und Beschäftigung und Wohlstand herbeizuführen. Das kann erstens der Fall sein, weil der Monopolgrad in der betroffenen Branche hoch ist; das ist etwa im Bereich der Digitalisierung und Informationstechnologie heute eine ernsthafte Gefahr. Zweitens kann ein mächtiger Finanzsektor dafür sorgen, dass die Produktivitätsgewinne des technischen Fortschritts rasch durch Gewinnausschüttungen für die Eigentümer realisiert und auf den Finanzmärkten verspekuliert werden, ohne positive realwirtschaftliche Effekte mit sich zu bringen; auch das stellt selbst nach der Finanzkrise eine erhebliche Gefahr dar.

(2) Wovon werden wir leben?

Mag. Dr. Markus Marterbauer
Nationalökonom, Arbeiterkammer Wien

Die entscheidenden Fragen im Zusammenhang mit dem technischen Fortschritt sind also jene nach der Verteilung: Profitieren alle Bevölkerungsgruppen einkommensmäßig vom wirtschaftlichen Fortschritt? Wer verfügt über das Eigentum an den innovativen Firmen? Wem gehören die Roboter? Wer sorgt für ausreichenden Wettbewerb? Damit rücken auch die entscheidenden Instrumente in den Mittelpunkt des Blickfeldes: Wie ist die Lohnpolitik organisiert? Wie werden Arbeitszeiten reguliert und gestaltet? Wie stark kann der Sozialstaat für sozialen Ausgleich sorgen? Sind die Wettbewerbsbehörden ausreichend ausgestattet? Soll sich der Staat an innovativen Unternehmen beteiligen (Investitionsfonds)? Gibt es ausreichende Daten über die Vermögensverteilung und kann die Politik einer zunehmenden Vermögenskonzentration verbunden mit der Gefahr einer Machtkonzentration entgegenwirken?

Verteilungsfragen rücken auch aus einem zweiten Grund in den Mittelpunkt des Interesses: Heute ist recht offensichtlich, dass die materielle Expansion, das stetige Wachstum der Wirtschaft, die sich mit technischem Fortschritt weiter erhöhen könnte, an ökologische Grenzen des Ressourcenverbrauchs und des Schadstoffausstoßes gerät oder diese schon überschritten hat. Innovation in der Produktion, gerechte Verteilung und ökologische Nachhaltigkeit sind also drei, teils widersprüchliche Elemente des Wirtschaftens, die von einer gelungenen wirtschaftspolitischen Regulierung miteinander in Ausgleich gebracht werden müssen.

Mag. Manuela Vollmann
GF, Gründerin, Vorstandsvorsitzende ABZ Arbeit Bildung Zukunft Austria

Die neue Arbeitswelt ist durch eine Vielzahl von Charakteristika gekennzeichnet, darunter Fachkräftemangel, Globalisierung der Märkte und weltweite Migrationsbewegungen, demographische Veränderungen und Digitalisierung. Dies hat sowohl auf Unternehmen als auch auf die Bevölkerung große Auswirkungen. Der Anteil an älteren Arbeitnehmenden nimmt stark zu, die andere Ansprüche und Bedarfe mitbringen als beispielsweise die Generation Y. Letztere legt vermehrt Wert auf Flexibilität, Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung, möchte sich kaum langfristig an ein Unternehmen binden und möchte ihr Berufsleben gut mit ihrem Privatleben vereinbaren können.

Zentrale Aspekte der New Work sind beispielsweise die Flexibilisierung der Arbeitszeiten, Arbeitsorte und -formen, die Integration neuer Technologien in alle Tätigkeitsbereiche, die Automatisierung von Routineaufgaben und damit einhergehend ein Wandel der gefragten Kompetenzen und Fähigkeiten am Arbeitsmarkt.

Auch Arbeitsräume entwickeln sich weiter: Co-working spaces, implicit oder living offices gewinnen beispielsweise an Bedeutung. Die Stadt wird als Wohn- und Arbeitsmarkt zunehmend attraktiver, d.h. sowohl Lebens- als auch Arbeitsraum müssen neu gedacht werden. Wohnen, Arbeiten, Einkaufen, Gesundheit, Betreuungs-, Bildungs- und Pflegeeinrichtungen rücken näher zusammen – eine Idee, die auch in der Seestadt Aspern verfolgt wird. Mobilität 4.0 wird sowohl in urbanen Zentren als auch in den Regionen zu einem prioritären Thema und schafft wiederum neue berufliche Möglichkeiten, z.B. für Home Office oder Arbeit über nationale Grenzen hinweg.

Wichtig ist auch zu betonen, dass Arbeit 4.0 immer im größeren Kontext betrachtet werden muss: Sie steht in Wechselwirkung mit einer Reihe von technologischen, gesellschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Veränderungen. Ein Open Office ist beispielsweise nicht nur ein neuer Raum, in dem Arbeit stattfindet, sondern bringt soziale und (unternehmens-)kulturelle Herausforderungen mit sich.

Die neue Arbeitswelt geht darüber hinaus mit ei-

(2) Wovon werden wir leben?

Mag. Manuela Vollmann

**GF, Gründerin, Vorstandsvorsitzende ABZ Arbeit
Bildung Zukunft Austria**

nem Gender Shift einher: Männer wollen vermehrt Karenzen in Anspruch nehmen, Frauen streben häufiger Führungspositionen an und die Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit verändert sich (langsam). Arbeit wird nicht mehr nur im Sinne von Erwerbsarbeit gedacht – bisher hauptsächlich von Frauen geleistete unbezahlte Aufgaben wie Kindererziehung, die Organisation des Haushalts, die Pflege Angehöriger, ehrenamtliche Tätigkeiten usw. erfahren eine diskursive Aufwertung.

Große Hoffnung setzt man im Zusammenhang mit New Work auch in die neuen Möglichkeiten hinsichtlich der Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Privatleben. Diese ermöglicht vor allem auch Frauen mit Kindern, am Erwerbsleben teilzuhaben und sich eine nachhaltige Existenzgrundlage zu schaffen. Auch die Berufsfelder, in denen aktuell (noch) mehrheitlich Frauen tätig sind, sind einem Wandel unterworfen – beispielhaft seien hier der Onlinehandel und der mobile Pflegebereich erwähnt. Gleichzeitig wird es immer wichtiger, Mädchen und Frauen in nicht-traditionellen Ausbildungen und Berufen zu fördern: Hier sind auch die Ausbildungsstätten und Unternehmen gefragt! Die Veränderungen der Arbeitswelt, die durch die Digitalisierung angestoßen werden, haben demnach auch große Auswirkungen auf die Gleichstellung von Frauen und Männern und müssen ganz besonders berücksichtigt und weiter gedacht werden.

(3) Das Quartier als Möglichkeitsraum



Dr. Raimund Gutmann
Stadt-/Wohnsoziologe, wohnbund:consult,
Mitglied im IBA-Beirat

Was braucht es, um das soziale Zusammenleben im Quartier/Grätzel und Stadtteil möglichst konfliktfrei und stadtgemeinschaftlich produktiv zu gestalten? Was sind die Bausteine lebendiger (... und nicht nur „funktionierender“) Grätzel? Was bedeutet das ‚Quartier‘, der soziale Nahbereich in Zeiten der Globalisierung und Digitalisierung – und wird es gar obsolet?

Im Folgenden ein paar Gedanken aus stadtsoziologischer Sicht ohne Anspruch auf Vollständigkeit:

„Ich glaube es ist ganz wichtig, dass man das Quartier von Anfang an als Quartier denkt.

Also entweder hat es die Zeit gehabt als Quartier zu wachsen... In der Planung von neuen Quartieren ist es wichtig, das man die **gemeinsame Quartiersstruktur mitdenkt und auch vorgibt.**“

Lina Streeruwitz

„Wir sehen, dass viele Menschen, viele Bewohner sich schwer tun, sich aktiv einzubringen, aktiv Räume sich anzueignen.

Da gibt es nach wie vor diese Prägung von Geboten, Verboten, auch Vorurteile, die da tief verwurzelt sind.“

Isolde Rajek

DIE THEMEN

- Der urbanistische Hintergrund des Themas „Quartier als Möglichkeitsraum“ ist die wachsende, dichter werdende Stadt (baulich und sozialräumlich durch Single-Gesellschaft, Wanderung, zunehmender Wohnflächenverbrauch)
- Aus soziologischer Sicht geht es vor allem um die Probleme und Möglichkeiten von „inklusiven“ Quartieren und Vierteln (Integration neuer und benachteiligter sozialer Gruppen in einer sich soziodemografisch ausdifferenzierenden Gesellschaft)
- Zentral ist auch das Thema „Caring Communities“, d.h. welche Räume, Techniken und Dienste brauchen sozial integrative Quartiere
- Seit geraumer Zeit ist als Gegen-Trend zum gesellschaftlichen Individualismus (ICH-Kulturen) die Ausprägung einer neuen ‚WIR‘-Kultur festzustellen, die viele Potenziale im Wohnumfeld, Quartier und Stadtteil entwickelt („Commons“, Ehrenamtliche etc.)
- Sowohl im Stadtumbau, als auch in neuen Stadtteilentwicklungen entstehen inklusive Quartiere nicht von alleine, sondern brauchen eine sozialorganisatorische „Software“: Community Coaching und Quartiersmanagement dienen als „Anschubhilfe“ für soziale und kulturelle Quartiersinitiativen
- u.a.m.

(3) Das Quartier als Möglichkeitsraum

Dr. Raimund Gutmann

Stadt-/Wohnsoziologe, wohnbund:consult,

Mitglied im IBA-Beirat

DIE BAUSTEINE

Welche sind die wichtigsten Bausteine, um ‚soziales Leben‘ und neue „Möglichkeitsräume“ in der stetig dichter werdenden Stadt zu schaffen? Wie müssen attraktive Quartiere/Grätzler bzw. Stadtteile beschaffen sein, was müssen sie bieten? Welche ‚feinkörnigen‘ Qualitäten braucht es, wenn der Platz weniger wird und die großen Flächen fehlen?

- Gute Quartiere bieten eine ausbalancierte, un-aufgeregte Vielfalt an Lebensräumen („Balanced Communities“) und sozialen Gruppen, die an Begegnung interessiert sind; sie sind funktional nutzungsgemischt, weisen attraktive Infrastrukturen auf und sind sozial inklusiv;
- sie bestehen aus vielen identitätsstiftenden Orten, Gebäuden, Nutzungen und sozialen und kulturellen Gelegenheiten (nutzungsgemischt, hohe Fußgängerfrequenzen, viel attraktive Gastronomie, Vereine, Kulturstätten etc.);
- sie weisen ein hohes Maß an Angeboten ‚analoger‘ Kommunikation und Netzwerken auf und mobilisieren viel soziale Selbstorganisation (u.a. auch viele kleine „Caring Communities“);
- sie bieten in robusten, ‚hybriden‘ Strukturen Raum für Neues, Unbekanntes, Zufälliges und Herausforderndes sowie ein hohes Maß an Toleranz, aber auf der anderen Seite auch Raum für Vertrautes, Beständigkeit und Tradition sowie für Rückzug und Ruhe;
- sie weisen viel naturnahe, qualitätsvolle und auch ‚wilde‘ Frei- und Grünräume auf – und insbesondere viele private Urban-Gardening-Aktivitäten und Grün-Patenschaften im öffentlichen Raum;
- sie sind fahrrad- und fußgängerfreundlich, schränken den MIV ein, bieten gute Erschließung mit ÖPNV und unterstützen die Mikromobilität

DIE HERAUSFORDERUNGEN

Die oben genannten Bausteine wären wünschenswerte stadt- und sozialräumliche Szenarien, die auf gesellschaftliche Veränderungen positiv reagieren und „Möglichkeitsräume“ für lebendiges soziales Leben eröffnen können. Aber die Realität bietet selten solche Bedingungen. Vielmehr haben wir es mit Stadtentwicklungstendenzen zu tun, die auf Grätzler- und Quartiersebene tendenziell zur sozialen Entmischung führen. D.h. der Trend zu sozial homogenen, verfestigten Quartieren nimmt zu - auch wenn die Wiener Wohnungspolitik durch Widmung und Programme versucht dagegen zu steuern.

Sozial monostrukturierte Grätzler, Quartiere und Stadtteile ‚funktionieren‘ im wahrsten Sinne des Wortes in der Regel gut, aber sie sind sozial langweilig und wirken letztlich wie „Gated Communities“ – im einen Fall für Reiche und im anderen eben für die Armen.

Im Falle sozialräumlich problematischer oder gar marginalisierter Quartiere und Grätzler mit einer räumlichen Konzentration benachteiligter Bevölkerungsgruppen wie Arbeitslose, Migranten, Alleinerziehende, Migranten, psychisch Kranken und verarmten alten Menschen reichen Strategien der rein baulich-technischen und investiven Stadterneuerung nicht, sondern dort sind ganzheitliche, integrative Konzepte mit Unterstützung durch Quartiersmanagement und Gemeinwesenarbeit vonnöten, um sogenannten „überforderten Nachbarschaften“ zu helfen. Träger dieser sozialräumlichen Intervention sind i.d.R. ‚intermediäre‘ Institute, die im Auftrag der Stadt oder auch von Bauträgern als Katalysatoren wirken und eine integrative Stadtteilentwicklung unterstützen.

Ziel ist das Stoppen von Ausgrenzungs- und Entmischungsprozessen, die Vernetzung von Akteuren und Angeboten sowie die Erhöhung der Teilnahmekancen sozial benachteiligter Gruppen und die Stärkung des sozialen Lebens in den Quartie-

(3) Das Quartier als Möglichkeitsraum

Dr. Raimund Gutmann
Stadt-/Wohnsoziologe, wohnbund:consult,
Mitglied im IBA-Beirat

ren. Die Arbeit ist jedoch nicht nur defizitorientiert, sondern soll – gerade auch in sozialen Umbruchsituationen – Humanpotenziale heben und kreativ Möglichkeitsräume eröffnen. Die Erfolge professioneller Handlungsansätze des (kooperativen) Quartiersmanagements unter adäquaten Rahmenbedingungen sind – wenn auch methodisch schwierig – empirisch nachweisbar.

In Wien gibt es u.a. durch etwa 50 neue Wohnquartiere (Bauwettbewerb) in den letzten 10 Jahren, die eine zeitlich begrenzte sozialorganisatorische Begleitung bei der Umsetzung von Projekten realisiert haben, viel dokumentierte Erfahrung. Darunter sind unterschiedliche Formate von Besiedlungs- und/oder Quartiersmanagement durch z.B. PlanSinn, R&K, Caritas, Diakonie, realitylab, wohnbund etc. (wohnbund:consult hat z.B. ca. 15 jeweils dreijährige Besiedlungsmanagement-Projekte durchgeführt ...)

PRAXIS

Durch die Einführung der sozialen Nachhaltigkeit als 4. Qualitätssäule im Wohnbau vor ca. 10 Jahren wurden umfassende Qualitätskriterien definiert, die auch Qualitäten über das jeweilige Gebäude hinaus, d.h. bezüglich Wohnumfeld, Quartier und Grätzel ansprechen.

Ein sehr positives Beispiel ist das WP „so.vie.so – Sonnwendviertel solidarisch“ (Wiener Wohnbaupreis 2015), bei dem es Mitbestimmung von Anfang an gegeben hat und auch 3 Jahre Community Building praktiziert wurde.

Das „Quartier am Seebogen“ (Seestadt Aspern) hat den zukunftsorientierten Schwerpunkt „Arbeiten und Wohnen“, der durch die Vorgabe eines Gewerbeanteils von 20 Prozent unterlegt ist. Da dieser Anteil nicht durch klassisches Gewerbe gefüllt werden kann, werden kreative Lösungen gefunden werden müssen, womit auch ‚Möglichkeitsräume‘ geschaffen werden könnten.

Ein Best Practice könnte auch das Quartier am Helmut-Zilk-Park insbesondere mit den sog. Quartiershäusern werden, die konzeptiv neue urbane Qualitäten und damit ‚Möglichkeitsräume‘ generieren sollen. (u.a. das Projekt „MIO/Urban Upgrade“, das Gesundheitshaus etc.)

Das Sanierungs- und Nachverdichtungsprojekt „Hauffgasse“ ist ein Bestandsquartier, wo eine intensive Mieterbegleitung vor Ort im EU-Forschungskontext „Smarter Together“ (Simmering) umgesetzt wird, das in's Grätzel ausstrahlt. Etc.

(3) Das Quartier als Möglichkeitsraum

Dipl.-Ing. Jutta Kleedorfer

Projektkoordinatorin öffentlicher Raum, Mehrfach- und Zwischennutzung, MA 18

Was braucht's? Jedenfalls Hard- und Software:

a) Hardware: Gebäude/ Raumfigurationen/ ein gutes Setting an Freiräumen und netzbildenden (Weg)Verbindungen, damit sowas wie ein Quartier überhaupt wahrgenommen und entwickelt werden kann.

b) Software: Menschen, die am Quartier/ Nachbarschaftsbeziehungen/ friedlichem Nebeneinander auch unterschiedlicher NutzerInnengruppen und Raumanforderungen für z. B. Freizeitbedürfnissen auch interessiert sind und zumindestens grundsätzlich damit leben können, dass es eben auch andere Gewohnheiten/ Ansprüche und Lebenshaltungen gibt

Wo funktioniert ein Grätzel?

Ich schlage vor, dass man sich als StadtbewohnerIn auch mal umschaue in anderen Stadtteilen/ Quartieren...wir machen oft Exkursionen und lassen Stadt auf uns einwirken, eröffnen das Gespräch und die Verständigung darüber, was einem so gefällt und was weniger. Da kommen zunächst oft subjektive Eindrücke und Bewertungen, es ist aber sehr wichtig gemeinsame Sprache und Massstäbe aufzudecken bzw zu entwickeln. Ich denke gerade an das Nordbahnhof-Quartier: sehr oft wird da der offene Bednarpark als positives genannt, der Begegnung und ein unverbindliches nebeneinander zulässt und die z.T. als sehr angenehm empfundenen offenen halböffentlichen Räume der Wohnbauten, die auch Kindern ermöglicht, schnell einmal eigene Wege in Freizeitareale zu gehen. So etwas wie der „Versammlungsraum“ mit Küche des Baugruppen-Wohnprojektes ist ein zusätzliches Plus und die kleinen Geschäfte, der (Eis) Salon, auch das Radreparaturservice, aber auch der Vorplatz der Schule wird als informeller Treff positiv beurteilt.

Einzelne Gebäude mit „öffentlichen“ Nutzungen im EG können hier durchaus eine positive Rolle spielen. Die Seestadt Aspern z. B. geht darüber hinaus, die praktizierte gemeinsame und moderierte Vermarktung aller EG's in einem zentralen Bereich sichert einerseits ein vollständiges Nahversorgungsangebot, bietet andererseits auf den täglichen

Wegen nicht nur Konsum - sondern auch optische Möglichkeiten, sich nicht zu „langweilen“ und mit Café's und Lokalen auch angenehme Aufenthalts- und Treffmöglichkeiten. Ein öffentlicher Raum, der mehr kann als ausschliesslich notwendige Verkehrsfunktionen zu bieten ist auch extrem wichtig, wir sind als Menschen ja nicht nur „Vernunftwesen“, die das Notwendigste möglichst rational erledigen und dann in den privaten Wohnungen nur zu wohnen, im Park nur zu spielen, in Bildungseinrichtungen nur zu lernen und an unseren Arbeitsorten nur das notwendige Geld zu verdienen... wir leben schon auch viel mit Emotionen und sinnlichen Eindrücken, wir wollen uns sicher fühlen, wohlfühlen, soziale Kontakte aufbauen können etc. Von daher muss unsere Umgebung auch positive Anreize bieten und ein grundsätzlich positives Lebensgefühl vermitteln, auch wenn wir nicht jede Minute überdreht happy sein können. Zu den entwicklungs-fähigen personellen Kompetenzen der einzelnen Individuen gehört allerdings auch ein gewisses Maß an Toleranz, welches in dichten städtischen Ambienten durchaus ein bißl trainiert gehört und das ist ja ein Wiener Weg: wenn wiederkehrende Konflikte auftreten, kann auch die Moderation sozialer Prozesse eine wichtige Rolle spielen, hier sind in Wien von wastewatchern bis Polizisten oder sam für marginalisierte Gruppen unterwegs und präventiv und sehr dezent Angebote wie Parkbetreuung, ausserschulische Jugendarbeit, Quartiersmanagement... etc.

Ich baue auf die konstruktive Kraft der Zivilgesellschaft als Basis guter nachbarschaftlicher Kontakte, ich gehe einfach davon aus, dass (hoffentlich!!) grundsätzlich alle Menschen es eigentlich gemächlich und nicht in ständiger Aufregung oder etwa Feindschaft brauchen und wollen. Das Prinzip „Sieger und Verlierer“, also der oder die muss weg, damit ich meinen Frieden habe, ist kein Gutes. Daher hat „einfach-mehrfach“ auch bei Konflikten meist um städtischen Raum meist auf die Suche nach einem bisher noch nicht entdeckten 3. Ort gesetzt, Ränder, vergessene Bereiche, umnutzbare Areale... die können bei schwierigen Vertreibungs“kämp-

(3) Das Quartier als Möglichkeitsraum

Dipl.-Ing. Jutta Kleedorfer
Projektkoordinatorin öffentlicher Raum, Mehr-
fach- und Zwischennutzung, MA 18

fen“ viel bewirken. Das bedeutet aber auch: nicht jeden m² Zentimeter Stadtraum schon von Anfang an mit fixen Nutzungszuweisungen zu belegen, sondern sowas wie „weisse Flecken“, also verhandel- und adaptierbare Quartiersräume vorzusehen...

Kommunikation darüber kann sowohl als deklarierte „Partizipation“ angeboten werden, aber natürlich auch sehr sehr gut von Initiativen oder initiativen Einzelpersonen in Gang gesetzt werden, „im Grätzl“ (www.imgraetzl.at) als Plattform wäre so ein Beispiel.

Dipl.-Ing. Isolde Rajek
Landschaftsarchitektin, Rajek Barosch
Landschaftsarchitektur

Wirklichkeitssinn und Möglichkeitssinn

Musil definiert in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ den Möglichkeitssinn als die Fähigkeit „alles, was ebenso gut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen, als das was nicht ist.“ Und fügt gleich hinzu, dass die Folgen bemerkenswert sein können, aber auch dass, das was Menschen bewundern, falsch und das was sie verbieten, erlaubt oder gleichwertig erscheinen kann. Es braucht also neben den gebauten Wirklichkeiten, Planungs- und Bespielungsprozessen vor allem Menschen mit einem Möglichkeitssinn. Phantasten, Träumer, Idealisten, wie sie oft mit negativem Vorzeichen benannt werden, wenn man auf das Fehlen ihres Wirklichkeitssinnes hinweisen will. Aber „das Mögliche umfasst...“, wie Musil weiter schreibt, ... nicht nur die Träume nervenschwacher Personen, sondern auch die noch nicht erwachten Absichten Gottes.“ Abseits jeder Transzendenz braucht es jedenfalls Behörden, Bauträger, Planer und Bewohner die sich von gegebenen Konventionen, Normen, Denk- und Handlungsmustern frei machen können um Quartiere als Möglichkeitsräume zu erwecken.

Gebaute Wirklichkeiten

Um diese Erweckung zu ermöglichen müssen die Weichen bereits an der Basis, in der städtebaulichen Planung gestellt werden. Sie muss ein sorgfältig zonierte Freiraumgerüst in Zusammenspiel mit allen anderen städtebaulich relevanten Parametern und Prozessen erarbeiten. Und jedes Grätzl sollte nach unserem Dafürhalten, darüberhinaus über naturnahe, „anarchische“ Flächen verfügen um das Versprechen von wahren Möglichkeitsräumen einzulösen.

Möglichkeitsräume weisen sich ganz allgemein durch Gestaltungsfreiheit und vielseitige Bespielbarkeit aus. Vordefinierte Nutzungen und Kommerzialisierung - gegenwärtige Tendenzen, welche den Unterhaltungswert immer mehr auf Nutzergruppen zuschneiden, analog zur digitalen Welt - verringern den Gestaltungsspielraum massiv. Nicht zuletzt sind es immer wieder Industriebrachen mit

(3) Das Quartier als Möglichkeitsraum

Dipl.-Ing. Isolde Rajek
Landschaftsarchitektin, Rajek Barosch
Landschaftsarchitektur

ihrer robusten Struktur und den undefinierten, ihrer Nutzung entzogenen Räume, welche am Anfang einer spannenden Quartiersentwicklung stehen.

Ein Quartier braucht somit undefinierte, öffentlich zugängliche Räume mit Integrationspotential und Austauschmöglichkeit. Dabei kann die Anlagerung von spezifischen Nutzungen (Gemeinschaftsräume, Sitzbereiche, Pergolen, Rückzugsräume, Gemüsegärten, Spielzonen,...) durchaus die Interaktionen unterstützen und anregen. Abgegrenzt durch niederschwellige Zonierungen ermöglichen sie eine, je nach Bedürfnis, intensive oder weniger intensive Teilhabe Einzelner an der Gemeinschaft.

Treffpunkte unterschiedlicher Dimensionierung, welche sich in die Erschließungszonen integrieren oder an sie anlagern, fördern zudem unkompliziert niederschwellige Kontakte im Grätzl und unter den Hausbewohnern. Was im Alltag scheinbar nebenbei passiert, unterstützt den Nachbarschaftskontakt ganz wesentlich. Werkstätten, kleine Lagerräume und Möglichkeiten für Wasser- und Stromentnahme bieten viele Möglichkeiten Aktivitäten zu erweitern. Und nicht zuletzt hält Essen und Trinken nicht nur Leib und Seele zusammen, sondern auch Gemeinschaften. (z.B.: Sonnwendviertel - Projekt „Wohnzimmer“: der Grillplatz in der Mitte des Hofes mit langer Tafel und Gemeinschaftsküche wird häufig benutzt und führt die Bewohner, neben vielen anderen gemeinschaftlichen Einrichtungen zusammen.)

Aktivität

Im Regelfall ist eine intensive Prozessentwicklung und -begleitung sehr wichtig. In manchen Fällen gibt es aber überdurchschnittlich aktive Bewohner, die selbst einen Prozess in Bewegung bringen können (z.B.: Bike City: Erste Hilfe Kurse, Übernachtung mit Kindern im Gemeinschaftsraum, Bepflanzung im Freiraum, etc.). Es ist zu beobachten, dass sich Hausgemeinschaften immer selbständiger digital vernetzen und Plattformen bilden.

Eine Ansprechperson vor Ort ist besonders anfänglich für viele Bewohner hilfreich (z.B.: Oase 22: die Caritas war hier zweieinhalb Jahre mit einem Quartiersmanagement vor Ort und bot Möglichkeiten für Begegnung, Dialog und Mitgestaltung in der Nachbarschaft. Es bildete außerdem eine Ansprechstelle für soziale und kulturelle Fragen. Das Quartiersmanagement war direkt am Fest- und Gemeinschaftsplatz verortet, den die Bewohner frei bespielen können).

Vor allem scheint ausreichend Zeit ein wesentlicher Faktor zu sein damit ein Quartier sich entwickeln kann und Netzwerke entstehen. Unserer Erfahrung nach bedeutet es für viele Bewohner ein Lernprozess sich Räume aktiv anzueignen oder sich aktiv einzubringen. Die Prägung durch Gebote und vor allem Verbote im öffentlichen Freiraum ist tief verwurzelt und wie es scheint muss die Kultur der Aneignung erst wachsen.

Beispiele:

Seestadt - Querbau:

Die Baugruppe ist mit ihrem Haus als Initiator auch für die umliegenden Bewohner attraktiv. z.B.: Cafe und Gemeinschaftsraum, Sauna. Der Gemeinschaftsgarten wurde partizipativ mit allen interessierten Bewohner/-innen geplant, die Kinder wünschen sich ein Kleintiergehege.

Satzingerweg - Bombardier:

Die Finanzierung eines großen Parks und Gemeinschaftsraumes erfolgte durch drei Bauträger gemeinsam, auch die Erhaltung erfolgt gemeinsam. Die offene Anlage und ihr Spielangebot wird intensiv genutzt und auch von den umliegenden Bewohnern stark frequentiert. Die intensive Nutzung zeugt aber nicht nur von einem aktiven Quartier, sondern birgt auch Konflikte mit den Bewohnern. Ein Security Service wurde vorübergehend engagiert, da immer wieder Vandalismus statt findet und die Bewohner für die Erhaltung aufkommen müssen. Das Fehlen öffentlicher Freiräume mit Spielangebot ist hier im Bezirk offensichtlich und ein Manko der Stadtplanung im Donauefeld.

(3) Das Quartier als Möglichkeitsraum

Mag. arch. Dr. phil. Lina Streeruwitz
Architektin, StudioVlayStreeruwitz

Wo verlaufen die Grenzen?

Wo endet die Architektur, wo beginnt der öffentliche Raum?

Neue Infrastrukturen

Arbeit sorgt dafür, dass Menschen einander über den privaten Rahmen hinaus begegnen, sowohl bei der Arbeit selbst als auch auf dem Weg dorthin. Wo aber begegnen Menschen einander, wenn es nicht mehr zwingend notwendig ist, sich fortzubewegen? Wege erscheinen weiter, wenn die Kommunikation auch über Distanz möglich ist und man sie nicht unbedingt zurücklegen muss. Die Überlastung wird in den neuen Arbeitsverhältnissen sowieso zum Prinzip, die Zeit bleibt weiterhin kostbar. Wenn man sich nicht mehr durch die Stadt bewegen muss, dann muss Begegnung die Menschen also dort finden, wo sie sind. Der analoge öffentliche Raum müsste demnach kleinteiliger werden und näherkommen, um gegen die scheinbar so unmittelbare und mühelose digitale Vernetzung anzukommen. Mit dieser Kleinteiligkeit geht aber auch das Risiko der „Verdörflichung“ einher: Menschen, die einander nahe sind, sich schon kennen, die Werte und Interessen teilen, finden sich an gewissen ausgewählten Orten ein, um einander „in echt“ zu treffen, höchstwahrscheinlich nachdem sie sich digital verabredet haben.

Gehen wir davon aus, dass Stadt ein Wert ist: zufällige und anonyme Begegnungen, die der urbane Raum provoziert, führen zu Kontakten mit Menschen in anderen Situationen, mit anderen Prioritäten und anderen Gewohnheiten. Wenn Demokratie darin besteht, dass man nicht nur für sich entscheidet, sondern (im Sinne des Gemeinwohles) auch für andere mitdenkt, dann ist dieser Kontakt und Austausch, den die Stadt produziert, dafür unverzichtbar. Glaubt man an die Veränderungen, von denen hier die Rede ist – Digitalisierung, Automatisierung, und damit verbunden ein weitgehendes Verschwinden der Arbeit – dann ist das Wissen um die Lebensumstände anderer nicht erst dann ein Muss, wenn es soweit ist, sondern besonders auf dem Weg dorthin – ein Weg, auf dem viele politische

Entscheidungen zu treffen sind, und dies hoffentlich auf demokratischem Weg. Insofern kann ein kleinteiliges Netz lokaler Orte der physischen Begegnung (das „Grätzel“) nie genug sein und muss durch Orte des Zufalls, der Durchmischung und des Kontakts ergänzt werden. Co-Working- und Co-Making-Spaces werden dies nicht leisten können.

Offenheit

Der öffentliche Raum ist der Ort des Zufalls: ungeplante Begegnungen und unerwartete Ereignisse bringen in Kontakt mit anderen Realitäten. Sie können die momentane Stimmung, aber auch das Leben verändern. Was wir dann sehen, was uns dabei geschieht, ist nicht durch unser Profil gefiltert und auf unsere Vorlieben maßgeschneidert. Vor allem aber bestimmen die Erfahrungen, die wir bei diesen Begegnungen machen, unsere prinzipielle Einstellung zu anderen. Darum ist es so wichtig, dass öffentliche Räume einen angemessenen Raum bieten, dass sie großzügig, einladend und offen sind - was nicht heißt, dass sie groß sein müssen. Vielmehr geht es um ein differenziertes Angebot verschiedener Qualitäten: kleine und große Orte, spezifische und generische Räume, solche, die ein bequemes Weiterkommen erlauben, und solche, an denen man gerne hängen bleibt. Wesentlich ist, dass sich das Nebeneinander gut ausgeht und die Begegnung nicht zum Aufeinanderprallen wird. (Dafür sind natürlich nicht nur die Räume verantwortlich, sondern vor allem eine prinzipielle gesellschaftliche Toleranz, aber dennoch können Räume Konflikte verschärfen und beengte Verhältnisse produzieren, insbesondere auch durch die Zugangsregelungen und Kontrollmechanismen, die herrschen.) Aber darüber hinaus ist natürlich eine gewisse Qualität wichtig, die dem öffentlichen Raum einen Wert gibt und die das Durchqueren und den Aufenthalt mehr als nur erträglich machen. Das „unterwegs-sein“ muss gerade darum einen neuen Wert erhalten, weil es vielleicht ein Luxus ist, den man sich nicht gönnt, wenn er sich nicht lohnt und nur beschwerlich ist. Es wird also weiterhin eine Instanz brauchen, die auf einer analogen Öffentlichkeit besteht und die in einen Raum für sie investiert.

(3) Das Quartier als Möglichkeitsraum

Mag. arch. Dr. phil. Lina Streeruwitz
Architektin, StudioVlayStreeruwitz

Offenheit bedeutet aber nicht nur, dass genug Raum für alle geboten werden muss, sondern auch, dass der Raum offen ist für Veränderungen: für andere Formen der Fortbewegung, für neue Klimaverhältnisse, für verschiedene Formen der Aneignung.

Robuste Strukturen mit Substanz und Ausdruck

Der öffentliche Raum wird zu einem großen Teil davon bestimmt, was an ihn angrenzt: die Fassaden der Gebäude mit ihren Materialien und Farben und mit ihrer Haptik, aber auch das was dahinter liegt, die bauliche Substanz einerseits, aber auch die Programmierung – was in ihnen geschieht. Auf Augenhöhe ist diese Wirkung auf den Straßenraum am stärksten, aber auch ihre Entwicklung darüber ist bestimmend. Wie verteilen sich Dichte und Aktivität im Gebäude, wie und wann wird es benützt? Im Erdgeschoß: wie sind die immer größer werdenden dienenden Räume orientiert, ohne dass die Durststrecken zwischen belebten und genutzten Bereichen zu groß werden? Wie können wir Strukturen bauen, die tiefgreifende Veränderungen dieser Anforderungen in Zukunft auffangen können und die auch noch die Müllräume (vielleicht machen wir ja irgendwann keinen Mist mehr) nutzbar machen? Wie gelingt es uns, momentan gültige Anforderungen und Bestimmungen zu erfüllen und einer derzeitigen Marktlage – insbesondere was Baukosten angeht – gerecht zu werden, ohne das Erscheinungsbild und die Funktionsweise der Gebäude für alle Zeiten dadurch zu definieren? Dies hat dort, wo man den Gebäuden am nächsten kommt, ganz direkte Auswirkungen auf die Befindlichkeit im öffentlichen Raum.

Was nun die Frage der Arbeit, des Austausches und der Beschäftigung angeht, so bestimmten diese in der durchmischten Stadt die Fronten der Gebäude zur Straße. Wenn nun die Arbeit sich unters Wohnen mischt – so ja die Theorie –, wenn alles in „Lebensräumen“ verrichtet wird, die keine vertikale Ordnung von unten und oben brauchen und die vermutlich einen höheren Anspruch an Privatheit haben, als ihn das Straßenniveau erfüllen kann, ist es dann nicht dennoch falsch, diesen Platz den Ne-

benräumen zu überlassen? Müsste nicht ein neues Raumprogramm erfunden werden, das beiläufige Begegnungen zulässt, das dem Ankommen und dem Warten Raum bietet und das das zum Ausdruck bringt, was in den Häusern – über das „Leben“ hinaus – gemacht wird?

Positive Beispiele

auf Stadt-Ebene

Öffentliche Räume braucht es eben nicht nur im „Grätzel“, sondern darüber hinaus: zb Jesuitenwiese, Donauinsel – freier Raum und zwar viel davon, für verschiedene Gruppen und Interessen. Orte, die eine intensive Nutzung zulassen und wo man einander diskret beobachten kann.

Aber auch Orte wie die Mariahilfer Straße, wo man mit dem Fahrrad fast nicht mehr durchkommt, einander ausweichen muss, sich viel ärgern kann und doch sieht, wer wie unterwegs ist.

auf Quartiers-Ebene

halböffentliche Räume der Aktivität, die die Nachbarschaft ansprechen zb die Nordbahnhofhalle (www.nordbahnhofhalle.org), in der eine bestehende, leerstehende Struktur zur Zwischennutzung aktiviert wurde für ein vielfältiges Programm (Arbeiten, Werken, Veranstaltungen, Gastronomie, Studieren, Ausstellen), das konkrete Personen anspricht, aber auch den Bezug zu den BewohnerInnen sucht, sie einlädt und ihnen die kommende Entwicklung nahebringt.

auf Gebäude-Ebene

Geteilte Infrastrukturen, die das prekäre Arbeiten leistbar und beiläufige, ungezwungene Begegnungen ebenso möglich machen wie den Rückzug. Damit ist nicht nur das eh schon bekannte Publikum der „Kreativen“ angesprochen, sondern auch die ganz „normalen“ neuen Selbstständigen, von der Buchhalterin bis zum Shiatsu-Praktiker. zb das Projekt „Raumteiler“ von Miriam Mieschendahl

(3) Das Quartier als Möglichkeitsraum

Mag. arch. Dr. phil. Lina Streeruwitz
Architektin, StudioVlayStreeruwitz

In unserem Projekt „mio“ (www.mio.wien) haben wir etwas Ähnliches versucht: dabei war es lange Zeit nicht klar, ob das rechtlich überhaupt möglich ist, dass jede(r) einzelne einen Raum mietet und Sanitärbereich, Küche und Besprechungsraum geteilt werden, und zwar ohne dass es ein „Zugpferd“ braucht: den sogenannten „Raumunternehmer“, der dann auch noch mitschneiden muss, weil seine eigene prekäre Arbeit darin besteht, Raum zu mieten und entsprechend atmosphärisch aufgeladen weiterzuvermieten. Hier fehlen die Modelle, da die VermieterInnen immer noch am liebsten in großen Portionen denken und in der Kleinteiligkeit und Kurzfristigkeit ein größeres Risiko sehen als im großen Brocken.

Nachsatz: Auf Wohnungs-Ebene

In den „normalen“ Wohnungen fehlen oft die Orte fürs Arbeiten. Gerade in den smart-Wohnungen bleibt kein Raum, an dem man die Arbeit liegen lassen kann, wenn man zum Beispiel erst dazu kommt, wenn die Kinder schlafen. Es sind vielleicht nicht nur offene, neutrale Räume, sondern kleine Nischen und Rückzugsecken, die ein Umschalten vom „Wohnen“ zum „Arbeiten“ erlauben und damit trotz aller Verschmelzung erlauben, das jeweils andere auszublenden und sich zu konzentrieren.

Ich hatte so einen Raum, ein 6m²-Kabinett, das nun mein 10jähriger Sohn übernommen hat (der dort lagert, liest, spielt, tanzt, arbeitet und schläft). Als ich meine unterschiedlichen Tätigkeiten plötzlich auf 25m² einordnen sollte, war der Raumgewinn zwar wunderbar, aber für das Arbeiten wollte sich kein Ort finden. Bis ich zufällig einen kleinen Sekretär fand, der mir mit Schubladen und Klapp Tisch erlaubt, das Arbeiten im wahrsten Sinn „zuzumachen“ und den ich wie eine Schatulle anschauen kann, ohne dass die sich stapelnden Zettel vorwurfsvoll zurückblicken.

(4) Der Nutzung Raum geben



Dipl.-Ing. Robert Hahn
Geschäftsführer Caelum Development GmbH

Das wertvolle Gut „Raum“ kann nicht einfach auf bloß funktionale oder wirtschaftliche Eigenschaften reduziert werden. Die Erfüllung von gängigen Planungsparametern führt nicht nur zu einer „Nivellierung“ des Raumes, sondern auch zu den flachen Ergebnissen, die man allzu gut nur im Grundriss erkennt.

Die Qualitäten des Raumes entstehen mit der Präsenz des Menschen. Aber was entsteht?

Der Wunsch nach dem „nutzlosen“ Raum, wenn es überhaupt so etwas geben kann, ist Ausdruck einer Sehnsucht, dass Raum wieder Qualitäten – haptische, sinnliche, vor allem räumlich wahrnehmbare – erlangt. Ohne dass man gezwungen wird, eine bestimmte, vordefinierte Funktion zu erfüllen. Das sind Qualitäten, die sich nicht auf Zahlen, auf beschriftete „Nutzungen“, auf die Degradierung zur Pflicht- und Vorschrifterfüllung reduzieren lassen. Diese Qualitäten haben weniger mit „Programm“ zu tun, vielmehr aber mit programmieren lassen zu tun, weil die Programmierung der Planung gewissermaßen zwecklos ist.

„Wir haben uns das selber ein bisschen angetan:
Der Architekt als Künstler,
der weiß wie alles sein muss,
aber nichts erklären will. -
**Wir müssen diese Vermittlungsarbeit
auch wieder tun und den Leuten zeigen
was guter Raum ist. ...
Es ist ein Aufruf
an die Architekten!“**

Astrid Staufer

**„Wir brauchen einen kultivierten
Umgang mit Laborsituationen.
Wir müssen uns wieder an das uns Dinge
trauen gewöhnen. Und das heißt aber auch:
Wir müssen eine Kultur des
Scheiterns zulassen, weil da müssen auch Dinge
schief gehen dürfen von Zeit zu Zeit.“**

Thomas Madreiter

(4) Der Nutzung Raum geben

Arch. Dipl.-Ing. Dr. Renate Hammer, MAS
Geschäftsführende Gesellschafterin,
Building Research & Innovation ZT GmbH

Das Konzept der räumlich funktionsgetrennten Stadt als Lebensraumideal des modernen Menschen wurde der historisch gewachsenen Wiener Stadtstruktur jahrzehntelang übergestülpt und hat sich vor allem in normativen Vorgaben und pulsierenden Verkehrsströmen manifestiert. Zeitgleich hat sich jedoch die Lebensrealität der WienerInnen mit zunehmender Dynamik gewandelt. Die scharf abgezielten und definierten Aktivitätsmodi der Moderne sind weitgehend obsolet und mit ihnen monofunktionale Raumnutzungen beziehungsweise Raumnutzungsvorgaben.

An oder jenseits der Grenze des gesetzlich engen Rahmens und damit als Ausnahmen entstehen alternative Formen der Nutzungsmischung; Homeoffices und Officehomes, Mit- statt Mietwohnungen, Popupstores und Geschäftslokalhotels,... dem gegenüber besteht ein überwiegender Großteil des Raums nach wie vor exklusiv nutzungsdefiniert als Büro- oder Gewerbe- oder Wohn- oder Hotel- oder Geschäfts- oder Straßen- oder Parkraum. Selbst die Gleichzeitigkeit von Leerstand auf der einen und Warteliste auf der anderen Seite hat darin bis dato wenig geändert.

Zugespitzt dreht sich die Diskussion aus meiner Sicht um zwei Aspekte einer Fragestellung: Wer generiert Vorteile aus der Funktionstrennung und welche Spielregeln bräuchte Funktionsmischung damit niemandem Nachteile entstehen?

Dipl.-Ing. Thomas Madreiter
Planungsdirektor Stadt Wien, Baudirektion Wien

Raumangebote von Gebäuden, insbesondere von Wohngebäuden, werden ganz wesentlich von den Erfahrungs- und Vorstellungswelten der Planenden bestimmt. Es verfügt schließlich jeder über eigene Erfahrungen als Bewohner. Die spannende Frage ist für mich daher, wie es uns gelingt, Lösungen für gegenwärtige oder viel mehr zukünftige Anforderungen zu entwickeln, die bestenfalls erst schemenhaft zu erkennen sind. Neben der dabei zweifelsfrei lohnenden Aufgabe über die räumliche Organisation der Wohnung nachzudenken, möchte ich beispielhaft den Blick auf Nebenräume lenken. Was passiert zukünftig mit Garagen in Wohngebäuden und welche Möglichkeiten haben wir bereits heute, Szenarien der Entwicklung einzugrenzen? Wozu zwingt uns die Dekarbonisierung in den nächsten 50 Jahren? Was macht ein weiter entwickeltes Sharing - Know How aus der heute primär individuellen PKW-Nutzung? Welche Optionen bietet IT, um Wege multimodaler als heute zu bewältigen. Und was bedeutet das für die Planung aber insbesondere auch Finanzierung von Wohngebäuden?

(4) Der Nutzung Raum geben

Arch. Werner Neuwirth
Architekt - Werner Neuwirth

Raum : Nutzung

Es gibt Nützlich und Unnützlich, je nach Sicht unterscheidet sich der Nutzen für den Einzelnen bis hin zum Gegenteil, auch ändert sich das Ausmaß und die Art vom Nützlichen im Laufe der Zeit. Damit kann die Nutzung keine beständige Eigenart des Raumes selbst sein und Unnützlich wie auch Nützlich können gleichermaßen, getrennt oder zusammen in Räume mehr oder weniger lang eingelagert werden - die Räume in ihren Wesentlichkeiten bleiben davon unbeeindruckt. So zweifelhaft die verschiedenen Vorstellungen über das Nützliche sind, so wenig möglich ist es auch ausschließlich Nützlich in Räume einzulagern, das Unnützliche braucht auch einen Platz in der Welt. Warum beschäftigen wir uns so wenig mit Raum, mit der vielleicht wertvollsten Ressource, lassen dem Raum selbst nicht mehr Raum und beschäftigen uns nicht wertfrei mit dem nutzlosen Raum und den Möglichkeiten in ihm?

Arch. Astrid Stauffer
Architektin, Geschäftsleitung Stauffer Hasler
Architekten, Zürich

„Ich habe mehrmals versucht, an eine Wohnung zu denken, in der es ein überflüssiges Zimmer gäbe, ein ganz und gar und absichtlich überflüssiges Zimmer. Es wäre keine Abstellkammer gewesen, es wäre kein zusätzlicher Raum gewesen, weder ein Flur noch ein Kabuff noch ein Schlupfwinkel. Es wäre ein funktionsloser Raum gewesen. Er hätte zu nichts genützt, er hätte auf nichts verwiesen. Es ist mir trotz aller Anstrengung unmöglich gewesen, diesen Gedanken, dieses Bild zu Ende zu verfolgen. Die Sprache selbst, so schien mir, hat sich als untauglich erwiesen, dieses Nichts, diese Leere zu beschreiben, als ob man nur von dem reden könne, was voll, nützlich und zweckmässig ist.“

Georges Perec: „Von einem überflüssigen Raum“, in: Träume von Räumen, Bremen 1990, S. 43

Die Textpassage von Georges Perec (französischer Schriftsteller und Filmemacher, 1936-1982) beschäftigt mich als Architektin seit vielen Jahren und erlangt mit dem Wandel der Zeit immer mehr Bedeutung: Im Hinblick auf die Komplexität unseres herausfordernden Diskussionsanspruchs, aber auch auf die zunehmende Standardisierung und Perfektionierung, scheint sie geradezu massgeschneidert.

(5) Alles was Recht ist



Arch. Werner Neuwirth
Architekt Werner Neuwirth

„Welche Stadt wollen wir? Und ich glaube wird sind an dem Punkt, wo wir sagen: **Wir wollen die durchmischte Stadt, wir wollen die vielseitige Stadt, wir wollen auch nicht immer nur die geordnete Stadt und das bringt uns eine lebendige Stadt.“**

Claudia Nutz

„Solange dieser **Sorgfaltsmaßstab an den Gebäudeeigentümer angelegt wird, haben wir dieses **Haftungsproblem. Es gibt aber Vorschläge ins Zivilrecht hinein zu schreiben:** Man kommt seiner Sorgfaltspflicht als Gebäudeeigentümer nach, wenn man öffentlich-rechtliche Anforderungen einhält.“**

Ernst Schlossnickel

„alles was recht ist“

ich denke man sollte im bauen zwischen rechtlichen Bestimmungen, funktionalen Vorgaben und technischen Normen unterscheiden. sind rechtliche Strukturen ordnende Regeln, eine Art Grammatik des Zusammenlebens, so sind funktionale Festlegungen zumeist nicht mehr als versteinerte Vorlieben oder Gewohnheiten und technische Normen oft nur ein darauf aufbauender vom Markt dominierter „Ablasshandel“.

Allen gemeinsam ist aber, dass sie vom Menschen unter bestimmten Wertvorstellungen erfunden sind und wir diese daher auch jederzeit ändern können - wesentlich dabei ist neben den unterschiedlichen Lebenswerten, wer ist „wir“.

(5) Alles was Recht ist

Dipl.-Ing. Claudia Nutz, MBA
elbstständige Unternehmensberaterin

Viele unserer derzeit bestehenden Regelungen und Gesetze sind im Geiste der starken Funktionstrennung und damit der Charta von Athen formuliert. Für die durchmischte Stadt braucht es aber geänderte Rahmenbedingungen, die dies auch erkennen und ermöglichen. Das Nebeneinander kann nicht zuletzt aufgrund technologischer Entwicklungen einem Miteinander weichen.

Dipl.-Ing. Ernst Schlossnickel, Oberstadtbaurat
Kompetenzzentrum Bauforschung, Regulative Bau,
Ingenieurservices, Normen, Baudirektion Wien

Die Bauordnung ist das politische Instrument zur Gestaltung der gebauten Umwelt und damit Spiegelbild gesellschaftlicher Entwicklungen. Sie ist aber nur eine Rechtsmaterie, die auf die Planung, den Bau und die Nutzung von Gebäuden einwirkt. Bautechnische Anforderungen der Bauordnungen sind bei beabsichtigten Nutzungsänderungen oft nicht die unüberwindbaren Hürden. „Gleichwertiges Abweichen“ ist seit der Implementierung der OIB-Richtlinien in den Bauordnungen systemimmanent und garantiert große Planungs- und Baufreiheit. Aus baurechtlicher Sicht können die Festsetzungen des Flächenwidmungs- und Bebauungsplanes grundlegende Nutzungsänderung bestehender Gebäude entgegen stehen. Es ist Planungsaufgabe, Gebäude derart vorausschauend zu gestalten, dass neben den baurechtlichen Anforderungen auch die Anforderungen wichtiger anderer Rechtsmaterien im Zuge von Nutzungsänderungen erfüllt werden können.

Die Summe aller Rechtsvorschriften stehen den sich rasch ändernden flexiblen Bedürfnissen bei der Nutzung von Gebäuden entgegen. Der gesellschaftliche Diskurs über die notwendige Regelungstiefe in einer modernen Gesellschaft muss intensiviert werden und über den Bereich des öffentlichen Baurechts hinausgehen.

Fragensammlung Michael Kerbler, Moderation

1. Österreichs Bevölkerungszahl wird bis zum Jahr 2030 auf neun Millionen Einwohner wachsen. Der Anteil der im Ausland geborenen Personen steigt von heute 16 auf 20 Prozent. Altersstruktur. Jetzt: 18 Prozent der Bevölkerung sind über 65 Jahre alt, 2030 werden es mehr als 25% sein. Ist heute bereits (in der Stadtplanung) diese demographische Veränderung in der Stadt berücksichtigt?

2. Die Zahl der Erwerbstätigen sinkt 2030 auf 5,11 Mio. im Jahr 2030 (minus zwei Prozent gegenüber 2012). Der Anteil der 20- bis 64-Jährigen an der Gesamtbevölkerung wird von derzeit 62 auf 57 Prozent sinken.

3. Veränderung des Arbeitslebens (Arbeitszeit, Wochenarbeitszeit, Lebensarbeitszeit, Teilzeitmodelle).

4. Werden wir an einer Reduktion der Arbeitszeit in den nächsten zwanzig Jahren nicht vorbeikommen?

5. Die meisten Studien gehen davon aus, dass es vor allem Routinetätigkeiten sein werden, die von Robotern bzw. digitalen Maschinen übernommen werden. 360.000 Jobs könnten in Österreich in den nächsten zwanzig Jahren verlorengehen, sagt das IHS. Das sind NEUN Prozent aller Jobs. Vor allem Hilfsarbeitskräfte, Handwerker und Dienstleister werden von dieser Automatisierungswelle betroffen sein. Aber arbeitslose Modernisierungsverlierer können nicht ignoriert werden!

6. Neue Bewertung von Arbeit! Auch weil die Nicht-Erwerbsarbeit wichtiger wird. Freiwilligenarbeit: Pflege von Angehörigen, soziales Engagement, etc. Nachdem Arbeit neu bewertet wurde, sprechen wir heute nicht mehr vom Arbeitsmarkt, sondern von einem Tätigkeitsmarkt, an dem alle teilhaben können.

7. Nach dem Humboldt'schen Ideal ist Selbstverwirklichung, die Entfaltung des Selbst ein Wert an sich. Es geht darum, was man im Innersten trägt, in die Welt sprießen zu lassen. Wie ein Baum, der der Sonne entgegenwächst. An die Stelle der Selbstverwirklichung tritt zunehmend die Selbstverwertung. Nicht: Ich will werden, wer ich bin. Sondern:

Ich will sein, was mich weiterbringt.

8. Die Stadtgesellschaft ist stärker denn je in Veränderung begriffen. Sie wird aller Voraussicht nach heterogener, die sozialen, ökonomischen und kulturellen Unterschiede werden zunehmen. Sozialpolitische Befunde warnen vor einer zunehmenden Polarisierung in der Stadtgesellschaft. Wo – in welchen Feldern der Gesellschaft – orten Sie Konfliktpotential? Wo – anders gefragt – besteht Handlungsbedarf?

9. In größeren Städten – auch in Wien – werden sich bis 2030 vermehrt auch Parallelgesellschaften bilden, die unabhängig voneinander leben. Hier erfolgt die Integration erst über mehrere Generationen. Wie schaffen wir die Durchmischung in den Stadtvierteln, in den Bezirken, damit die Integration rascher gelingt?

10. Bei weiterem Auseinanderdriften der individuellen ökonomischen Situation werden wir auch in Stadtgesellschaften eine stärkere Segmentierung von bevorzugten Wohngebieten von Wohlhabenden und den belasteten, weniger attraktiven Gebieten der finanziell schwächeren Bevölkerungsgruppen erleben. Wird es 2030 in Wien „gated Communities“ geben?

11. Die Konzentration der Superreichen macht die Stadt für viele unleistbar. Das wird für die 2030er Jahre prognostiziert. Zu beobachten ist dies heute schon in Zürich, das anfangs für Wenig-, inzwischen aber auch schon für Normalverdiener unleistbar geworden sind. Für Wien erwartet Landschaftsplaner DI Wolfgang Hacker jedoch eine abgemilderte, also „österreichische“ Variante. Seiner Meinung nach wird sich die Verteuerung auf die Innere Stadt und den noblen Stadtrand beschränken, in anderen Bezirken verhindern das jedoch bereits heute der soziale Wohnbau. Halten Sie die Prognose für zutreffend??

12. Erfolgsgeschichte: Seit 2000 wurden ca. 300 000 Menschen in die Stadt integriert, bis 2030 werden es noch einmal 300 000 sein, die zuziehen. Wie schaffen wir genügend Wohnraum, der leistungsfähig ist und sozial verträglich?

Fragensammlung Michael Kerbler, Moderation

13. Die Zahl der Haushalte steigt bis 2030 weiter, weil MEHR Singlehaushalte und die Anzahl der Personen in mehrköpfigen Haushalten künftig schrumpfen wird.

14. Stadtverdichtung vor Stadterweiterung! „Das Schwierigste ist derzeit die Grundstücksakquisition“. Es mangelt an verfügbaren Grundstücken, die bebaut werden können. Kosten der Grundstückspreise!

15. Umnutzungen von leerstehenden Büroräumlichkeiten. Das könnte rasch neuen Wohnraum schaffen. „Die Umnutzung leerstehender Büroobjekte für Wohnungen ist in vielen Fällen eine attraktive Alternative zu einer aufwendigen Modernisierung als Büro“, sagt der für den Bereich Wohnungsneubau verantwortliche BUWOG-Geschäftsführer Andreas Holler.

16. Die Stadt wird heterogener. Das bedeutet, das Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlichen kulturellen, sozialen, ethnischen, religiösen und weltanschaulichen Hintergründen stellt eine wesentliche Herausforderung für die Zukunftsfähigkeit der Stadt dar. Konkret: Muslime – Christen: die aktuelle Zahl der Muslime in Österreich wird sich von etwa 500.000 bis 600.000 Muslimen bis 2030 auf 800.000 bis 900.000 erhöhen. Das wären zehn Prozent der Bevölkerung. 1991: 160.000 Muslime (zwei Prozent), 1971: 0,3 Prozent (23.000).

17. Wien: Bis 2050 dürften sich die Muslime auf 21 Prozent der Einwohner (2017) fast verdoppeln, während sich nur noch 33, statt wie derzeit 40 Prozent zum katholischen Glauben bekennen werden (rund 30 Prozent werden ähnlich wie heute keiner Religionsgemeinschaft angehören). Was ist zu tun, damit nachhaltige Durchmischung gelingt? Da ist nicht so sehr die Architektur gefordert, sondern es sind Maßnahmen notwendig, die das soziale Gefüge, die das Zusammenleben betreffen.

18. Was kann die Architektur dazu beitragen, dass das Zusammenleben sozial nachhaltig gelingt und wie müssen die Rahmenbedingungen beschaffen sein, dass die Architektur ihren Beitrag leisten kann?

19. Und – was kann, muss die Politik tun, damit Max

Rieder nicht recht behält mit seiner Aussage aus 2017 – ZITAT: „Wir bauen Wiens neue Banlieues. Der Wohnbau ist derzeit das Krebsgeschwür Wiens, der ganze Stadtteile zerfrisst und tötet.“

20. Faktum ist, dass uns viele Erklärmodelle unter der Hand zerfallen. Das, was Gesellschaft früher offensichtlich so überschaubar machte, unterliegt gegenwärtig einem gewaltigen Erosionsprozess. Alter, Schicht und religiöse Zugehörigkeit sagen heutzutage weniger über uns aus, als dies früher der Fall war. Die Soziologie spricht diesbezüglich von der „Neuen Unübersichtlichkeit“. Was kann uns als ersatzweises Koordinatensystem dienen, das Orientierungshilfe bietet?

21. Wie müssen und können wir auf die Entwicklungen in der Stadt – auf Demographie, Migration, Mobilität, Lebensstiländerung, etc. - reagieren. Im Großen – Ressource Boden – und im Kleinen, z.B. neue architektonische Konzepte und Formen!!

22. Konkret, den Boden betreffend. Täten wir uns leichter, wenn wir schon vor zehn Jahren ernsthaft damit begonnen hätten, über die Sozialpflichtigkeit des Eigentums an Grund und Boden – etwa nach deutschem Vorbild - zu debattieren? Sollte die Politik die Möglichkeit haben, Eigentumsverhältnisse zu verändern, wenn es für das allgemeine Wohl erforderlich sein sollte, natürlich gegen Entschädigung.

23. Ist – was das Wohnen, Arbeit und ganz generell das Leben in der Stadt betrifft – ein neues Bezugssystem überfällig? Wenn Architekt Marc Kushner mir vorrechnet, dass die US-Amerikaner 90% ihrer Lebenszeit in einem Gebäude verbringen (egal ob in der Wohnung, im Haus, im Büro oder der Shopping Mall) dann stellt sich doch die Frage nach einer neuen Maßeinheit, z. B. Tätigkeit in Minuten.

24. Punkto Inanspruchnahme von Raum: warum kann das Flächenmodell (m²/Person, etc.) nicht durch ein Zeitmodell (Min./Tätigkeit) ersetzt werden? Wäre damit ein Teilen von Flächen (=Nutzung) leichter zu realisieren?

25. Wie lang ist man am Tag mobil? Das heißt, zwischen den Fixpunkten des Lebens?

Fragensammlung Michael Kerbler, Moderation

26. Wieviel Zeit verbringt man bewusst im öffentlichen Raum? Welchen Stellenwert hat der öffentliche Raum im Alltag der Menschen und warum? Ist nicht die urbane Ressource schlechthin der öffentliche Raum?

27. Müssen wir Architektur anders denken. Nicht im Sinn des Bauens, also der Hardware, wenn Sie so wollen. Sondern den geänderten Lebensbedingungen folgend nutzungsneutral, nutzungs offen, frei gestaltbar?

28. Vizebürgermeisterin Maria Vassilakou hat auf meine Frage, ob die Stadt Wien 2030 demokratischer aufgestellt sein wird als heute, gemeint ZITAT „Auf alle Fälle wird die Stadt partizipativer aufgestellt sein als heute. Und ich weiß - ehrlich gesagt - nicht, ob dann alles gut sein wird. Aber sicher bin ich mir, dass wir bis dahin alle gelernt haben, mit Partizipation als einer Selbstverständlichkeit umzugehen.“ Welche Rolle wird die Partizipation im Wohnbau spielen?

29. Wir sollten nicht nur daran denken WIE wir leben werden, sondern auch daran, wie wir leben WOLLEN. Wo finden wir Verbündete, welche Prioritäten sind zu setzen?

30. Die Veränderungen in der Arbeitswelt – kurz Arbeitswelt 4.0 genannt – lassen sich anhand der 4-D-Faktoren darstellen: Digitalisierung – Dynamisierung – Diversität und Demokratisierung. Beginnen wir bei der Digitalisierung. Wird die Digitalisierung Jobkiller oder Jobmotor sein?

31. Eine ganz wesentliche Veränderung, die durch die Digitalisierung angestoßen wird, ist die ENTGRENZUNG. Es geht nicht nur um die ENTGRENZUNG DER ARBEITSWELT. Stichwort: CLOUDWORKING. Sondern es geht auch um die ENTGRENZUNG DER ARBEITSZEIT, um die ENTGRENZUNG DES ARBEITSORTS und um die ENTGRENZUNG DER ARBEITSVERHÄLTNISSE.

32. Die ENTGRENZUNG DES ARBEITSVERHÄLTNISSES schafft noch mehr Einzel- bzw. Kleinstunternehmen, die an und in mehreren Projekten verschiedener Unternehmen pro Tag wahrscheinlich macht.

33. Die ENTGRENZUNG DER ARBEITSZEIT macht den flexiblen Arbeitsalltag zur Normalität (auch Lebensarbeitszeitflexibilität) – ob sich dadurch das Arbeitsklima und die erbrachte Leistung verbessert (wie prognostiziert) bleibt noch abzuwarten.

34. Werden sich der Lebens- und Arbeitsraum tatsächlich durchdringen? Wird das Homeoffice Norm? Tragen wir unsere Arbeit im Wortsinn mit uns, weil die Cloud über uns allgegenwärtig schweben wird?

35. Die ENTGRENZUNG DER ARBEITSVERHÄLTNISSE hat auch zur Folge, so prognostizieren verschiedene Szenarien, dass der Anteil der Festangestellten an allen Beschäftigten (z.B. in D) von heute 77% auf bis zu 30% im Jahr 2050 sinken wird. Wer wird die Interessen dieser Workforce vertreten? Ob es die WKO dann noch geben wird, steht in den Sternen und die Gewerkschaften sind es wohl auch nicht nach ihrem heutigen Selbstverständnis?

36. Viele Expertinnen/Experten erwarten oder erhoffen, dass durch die NEW WORK Beruf, Familie und Privatleben besser zu vereinbaren sind. Wenn ich mir aber andererseits Prognosen durchlese, in denen es heißt, dass die Zahl der Festangestellten von gegenwärtig 77% auf 30% (2050) absinken wird, es also viel mehr Selbstständige – Ein-Personen-Firmen – geben wird, die für mehrere Auftraggeber gleichzeitig arbeiten werden, dann sehe ich die Hoffnung für die Vereinbarkeit von Familie, Privat- und Berufsleben rapide schmelzen. Der Druck durch Dauerverfügbarkeit ist da praktisch mit eingebaut!

37. Herr Marterbauer: „Die entscheidende ökonomische Frage ist: unter welchen institutionellen Umständen der technische Fortschritt gesellschaftlich verarbeitet, wie er genutzt wird und wem er zu Gute kommt?“ Können Sie das an einem Beispiel erklären?

38. Werden alle Bevölkerungsgruppen einkommensmäßig vom wirtschaftlichen Fortschritt profitieren?

39. Wer verfügt über das Eigentum an den innovativen Firmen?

Fragensammlung Michael Kerbler, Moderation

40. Damit rücken auch die entscheidenden Instrumente in den Mittelpunkt des Blickfeldes: Wie ist die Lohnpolitik organisiert?

41. Wie (von wem) werden Arbeitszeiten reguliert und gestaltet?

42. Wie stark kann der Sozialstaat für sozialen Ausgleich sorgen?

43. Die Frage WOVON WERDEN WIR LEBEN meint nicht nur WAS werden wir (entgeltlich) herstellen? Was werden wir (entgeltlich) LEISTEN – im Sinne von DIENSTLEISTUNGEN. Was werden wir UNENTGELTLICH leisten? Leistungen erbringen, ohne die die Gesellschaft auch 2030 oder 2050 nicht existieren könnte?

44. Ich sehe ein Problem größer werden, das sich jetzt schon abzeichnet. Nämlich: der Keil zwischen qualifizierten und gut verdienenden Arbeitsplatzbesitzern auf der einen Seite und den geringqualifizierten und älteren Arbeitslosen und arbeitssuchenden Migranten und Schutzsuchenden auf der anderen Seite wächst. Dieser Keil, der eine wesentliche Ursache für die Polarisierung unserer Städte ist, könnte größer werden. wird. Es geht darum, Qualifizierungs- und Beschäftigungsangebote zu entwickeln, die nicht im Prekariat münden. Das gilt insbesondere für Einwanderungsstädte wie Wien! Was würden Sie Wien raten?

45. Was erwarten Sie: wie wird sich das Stadtbild verändern, verändern müssen, weil sich die Arbeitswelt verwandelt? Wie also sieht die Arbeitswelt KONKRET aus? Wenn der Wohn- und Arbeitsmarkt in der Stadt zunehmend attraktiver wird, WIE muss der ARBEITSRAUM neu gedacht werden?

46. Wie muss die Stadtplanung, wie müssen die für den Wohnbau in Wien Verantwortlichen in der Politik auf die Veränderung der Arbeitsprozesse reagieren? Können es sich europäische Städte im Jahr 2030 und danach überhaupt leisten „monothematische“ Gebäude zu errichten, die von der Planung her keinen Nutzungswandel zulassen?

47. So wie es die Wahrheit der Zahl gibt, so gibt es auch die Wahrheit des Gefühls. Das Gefühl, das

mich spüren lässt, der Platz hat etwas, da pulsiert Energie. Der braucht keine Behübschung. Das passt so. Wie viel Dichte verträgt ein Quartier, wie viel Aktivität braucht ein Grätzel, wann wird der öffentliche Raum genützt. Und von wem? Ein Straßenmusikant, Kinderlachen, eine Zeitung, die der Wind über den Platz treibt, ...? Welche Kriterien, die sich nicht in Excel-Tabellen eintragen lassen, machen ein lebenswertes Viertel aus?

48. Die Verplanung jeden Quadratmeters beschränkt das Potential eines Grätzels, ein spannender Platz zum Wohnen, zum Leben zu sein, radikal. Positiv formuliert: bedeutet das, wir brauchen naturnahe anarchische Räume? Wie z.B. die „Freie Mitte“ am Nordbahnhof?

49. Es geht um den Gestaltungsspielraum. Innen wie außen. Welche Freiheiten sind gefragt?

50. Es geht um den Gestaltungs-SPIEL-raum. Es geht um spielerische Aneignung. Nicht nur für Kinder und Jugendliche, sondern auch für Erwachsene! Aber wo sitzen die Verbündeten?

51. Wie kann man BürgerInnen bei der Selbstermächtigung unterstützen? Welche Menschen mit welchen Qualifikationen braucht es? Wie viele in einem Grätzel?

52. Die Heidelberger Beratungsfirma INNOVATIO hat sich auf Stadtviertelentwicklung spezialisiert. Die beiden studierten Theologen, die das Unternehmen leiten, sagen nach langer Erfahrung übereinstimmend: „Der Versuch, Qualität – gemeint ist die Qualität eines Quartiers – Qualität durch Kontrolle herzustellen, funktioniert nicht!“ Wann dann?

53. Aus der Charta der Architekturbiennale Venedig 2008: „Es muss engagiert dafür gesorgt werden, dass das Flächenangebot gesteuert wird und Spekulationen eingedämmt werden. Als besonders nachhaltig hat sich dabei das Konzept der Mischung von Wohnen, Arbeiten, Bildung, Versorgung und Freizeitgestaltung in den Quartieren erwiesen.“ Wer lebendige Quartiere will, muss entsprechende Areale zur Verfügung stellen. Das Flächenangebot muss gesteuert werden. Und das Konzept der Mischung von Wohnen, Arbeiten, Bildung, Versorgung und Freizeitgestaltung in den Quartieren

Fragensammlung Michael Kerbler, Moderation

muss gewollt sein. Wenn wir den Planungstand der Stadtentwicklung abfragen: welcher Trend wird erkennbar? Wo liegen die Prioritäten?

54. Was kann Architektur dazu beitragen, dass das Zusammenleben sozial nachhaltig gelingt und wie müssen die Rahmenbedingungen beschaffen sein, dass die Architektur ihren Beitrag leisten kann?

55. Müssen wir Architektur in neuen Quartieren, in neuen Grätzeln, anders denken? Nicht im Sinn des Bauens, also der Hardware, wenn Sie so wollen. Sondern müssen wir Gebäude mit anders konfigurierten Raumangeboten bauen, die den geänderten Lebensbedingungen folgen: nutzungsneutral, nutzungs offen, frei gestaltbar?

56. International agierende Unternehmen kaufen in europäischen Städten Bauflächen, die Nachfrage treibt die Grundstückspreise in die Höhe. Die Dimension der Einkaufstour ist ohne gleichen. Die Soziologin Saskia Sassen sieht dadurch die historische Bedeutung der Stadt verändert. Befürchtet eine „Enturbanisierung“ der Stadt. Zitat: „Städte sind Orte, in denen auch die Machtlosen die Chance haben, Geschichte, Kultur und Wirtschaft zu gestalten. Wenn der heutige Ausverkauf in großem Maßstab weitergeht, verlieren wir diese Urbanität.“ Was können Stadtquartiere, wie die Seestadt oder das Sonnwendviertel oder das Viertel am Nordbahnhof zur Verteidigung der Urbanität beitragen?

57. Ist die Voraussetzung für ein qualitativvolles Stadtquartier ein hoher Identifikationswert im und mit dem Stadtviertel? Zuerst das Quartier, dann der Bezirk, dann das Land, dann Europäer? Oder zählen ersteres und letzteres am meisten?

58. Kulturelle Aktivitäten – der Kulturbegriff ist weit gespannt – haben welchen Stellenwert, damit ein Quartier als lebendig, bunt, offen empfunden wird?

59. Wie gehen wir mit Zuwanderern um, die ins Leben eines Quartiers integriert werden sollen? Wie mit sozial benachteiligten Gruppen? Mit Menschen, die sich an den Rand der Gesellschaft gedrängt fühlen? Als Verlierer. Ich will das Wort „abholen“ nicht verwenden. Ich frage das, weil mir der Architekt

Vittorio Lampugnani anhand der Entwicklung der Städte seit dem Mittelalter klar gemacht hat, dass Städte viel integrativer wirken als Gemeinden oder Dörfer am Land. Gilt das noch immer, gilt das für Wien im Jahr 2018?

60. Die Stadtgesellschaft ist stärker denn je in Veränderung begriffen. Sie wird aller Voraussicht nach heterogener, die sozialen, ökonomischen und kulturellen Unterschiede werden zunehmen. Sozialpolitische Befunde warnen vor einer zunehmenden Polarisierung in der Stadtgesellschaft. Wo – in welchen Feldern der Gesellschaft – orten Sie Konfliktpotential? Wo – anders gefragt – besteht Handlungsbedarf in den Quartieren, im Grätzel?

61. Wie steht es um den sozialen Frieden im Quartier? Worauf ist besonders zu achten? Welche Signale dürfen in keinem Fall ignoriert oder gar missachtet werden?

62. DER NUTZUNG RAUM GEBEN. Das klingt fast schon wie die Aufforderung „Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire!“. An wen ist denn dieser Appell GEBEN SIE DER NUTZUNG RAUM – oder ÜBERLASSEN SIE DEN RAUM DER NUTZUNGSFREIHEIT gerichtet?

63. Warum lassen wir dem Raum selbst nicht mehr Raum und beschäftigen uns nicht wertfrei mit dem nutzlosen Raum und den Möglichkeiten in ihm?

64. Entwerfen bedeutet nicht nur Raum zu konfigurieren, sondern auch Raumhierarchien zu kreieren, Räume zu verbinden oder voneinander zu trennen. Dem Raum Höhe und Weite zu geben. Privatheit und Zugänglichkeit für die Öffentlichkeit zu schaffen. Es entsteht ein bestimmter Rhythmus, eine spezifische Syntax. Welches Maß legen Sie Ihrer Entwurfsarbeit zugrunde?

65. Was wollen Sie mit Ihrem Raumkonzept erreichen?

66. Die Aneignung, die Nutzung des vorgefundenen Raumangebots ist allein von den Menschen und von jenem Zweck abhängig, den sie dem Raum geben. Was macht das mit dem Haus, mit dem Gebäude als Ganzem? Was soll das Konzept bewirken?

Fragensammlung Michael Kerbler, Moderation

67. Müssen wir also Architektur in neuen Quartieren anders denken? Müssen wir Gebäude mit anders konfigurierten Raumangeboten errichten, die den geänderten Lebensbedingungen folgen: nutzungsneutral, nutzungs offen, frei gestaltbar?

68. Stichwort „Partizipation“. Hat die Beteiligung künftiger Nutzer*innen in Ihrem Planungsprozess überhaupt einen Platz? Ist das überhaupt sinnvoll. Man könnte argumentieren, dass dann wieder nur die ohnehin bekannten Raumstrukturen vorgeschlagen werden.

69. Eröffnet die höhere Nutzungsflexibilität durch den Raumsatz tatsächlich die Option ein Gebäude länger zu nutzen? Steigt die Rentabilität der Investition dadurch? Der Raumsatz verlängert die Lebensdauer des Gebäudes. Macht das – was die Ressourcennutzung angeht – das Gebäude insgesamt nachhaltiger?

70. Wie groß schätzen Sie das Risiko ein, dass dieses „nutzungs offene“ Raumkonzept scheitert, weil die meisten Menschen es verlernt haben, Raum aus eigenem Antrieb in Besitz zu nehmen?

71. Wie gelingt es uns, Lösungen für gegenwärtige oder viel mehr zukünftige Anforderungen zu entwickeln, die bestenfalls erst schemenhaft zu erkennen sind?

72. Wer wird Vorteile aus der Funktionstrennung ziehen?

73. Geht das Konzept des Raumsatzes, der hohen Nutzungsflexibilität nur in Neubauten auf? Oder könnten nicht auch in bestehenden Gebäuden – zum Beispiel in Fabriken, etc. – Raumkonfigurationen entstehen, die dieser neuen, zeitgemäßen architektonischen Grammatik entsprechen?

74. Was macht ein weiterentwickeltes Sharing-Know How aus der heute primär individuellen PKW-Nutzung zum Beispiel mit der künftigen Raumnutzung möglich?

75. Welche Optionen bietet IT, um Wege multimodaler als heute zu bewältigen. Und was bedeutet das für die Planung aber insbesondere auch Finanzierung von Wohngebäuden?

76. Zwischen der Raumnutzung des Innenraums und der Raumnutzung des Außenraums besteht ein enger Zusammenhang. Wenn die Wohnungen kleiner werden, werden sie auf das Wesentliche, das Notwendige reduziert. Das Wohnzimmer wird zum Beispiel deshalb nach außen verlegt. Das ex-territoriale Wohnzimmer kann der Beseirpark nebenan sein oder aber das Kaffeehaus vis-a-vis oder der Coworking-Space zwei Häuserblocks weiter weg. Was geschieht im Moment mit dem was wir Wohnkultur nennen in Wien, in Ballungsräumen, in den Metropolen Europas?

77. Im Sommer ist der Park mein Wohnzimmer. Aber im Winter? Wo finde ich im Winter einen Raum, in dem kein Konsumationszwang herrscht?

78. Wie können wir durchsetzen, dass die fortschreitende Verrechtlichung und Normierung gestoppt, ja revidiert wird, nicht nur um der Kreativität der Architektinnen im besten Wortsinn mehr Raum eingeräumt wird, sondern auch die daraus folgende Verteuerung des Bauens beendet wird?

79. Wenn wir postulieren „die funktionale Stadt ist tot“, die Funktionstrennung hat sich überlebt, es braucht die durchmischte Stadt, weil sich Lebens- und Arbeitsbedingungen geändert haben, weil es den qualmenden Fabriksschlot nicht mehr gibt, was bedeutet das dann für die Stadt, die Stadtplanung und die neuen Anforderungen an das Bauen?

80. Müssen wir – bevor wir nach der Entrümpelung von Bauvorschriften und Normen rufen – zuerst Bewusstsein dafür schaffen, dass die gemischte Stadt nach multifunktional nutzbarem umbauten Raum verlangt. Und wir von Grund auf neu denken müssen. Apropos Grund: müssen wir zum Beispiel beim Flächenwidmungsplan beginnen?

81. Frage an die Runde: was soll entstehen können? Wie unterscheiden sich diese Gebäude vom bisher umbauten Raum? Und welche Planungsfreiheiten sind dafür erforderlich?

82. Wäre es nicht angezeigt in einem oder mehreren – nämlich unterschiedlichen – Stadtvierteln Grundstücke als Großversuchsflächen zu widmen, auf denen und in denen neue Formen von Archi-

Fragensammlung Michael Kerbler, Moderation

tektur erprobt werden können, aber auch die Rückwirkung der neuen Raumkonfigurationen auf die Nutzer*innen? Also eine Art großer Laborversuch?

83. Eigentlich wäre eine begleitende wissenschaftliche Evaluierung sinnvoll? Welche Maßnahme ruft welche Reaktion bzw. löst welchen Nutzeffekt aus?

84. Konkret: Wenn sich Lebens- und Arbeitsraum durchdringen, wenn das Homeoffice Norm wird bzw. wir unsere Arbeit im Wortsinn dauernd mit uns herumtragen, weil die allgegenwärtige Cloud über uns schweben wird: wie müssen sich die Bauordnungen ändern?

85. Die Beamtenschaft muss aber ebenso mehr Entscheidungsspielraum erhalten. Es wäre nicht fair auf diese Ebene die Problemlösung zu verschieben, ohne etwas an deren Verantwortungsspielraum zu modifizieren?

86. Wie müssen und können wir auf die Entwicklungen in der Stadt – von Demographie, Migration, Mobilität, Lebensstiländerung, etc. reagieren. Im Großen – Ressource Boden – und im Kleinen, z.B. neue architektonische Formen!!

87. Wir haben in der ersten Diskussionsrunde resümiert und gemeint: wir wollen nicht nur daran denken WIE wir leben werden, sondern auch daran, wie wir leben WOLLEN. Heute stellt sich die Frage WIE wir anders BESSER planen und BAUEN können. First things first! Wo beginnen? Welche Vorschriften, Gesetze, Regulative müssen gestrafft, entrümpelt, verbessert und adaptiert werden?

88. Wie kann ein*e Architekt*in die neu entstandenen Bedürfnisse künftiger Nutzer*innen erforschen?

89. Wo finden wir Verbündete, um Laborraum – sprich experimentelles Bauland – zu erschließen, womit Wien seinen besonderen Ruf als mutige Stadt für neues Wohnen, neue Wohnformen, einst begründet hat?

90. Der große niederländischen Architekten Hendrik Petrus Berlage meinte einmal: „Ein Künstler ist ein Mensch, der das Leben seiner Zeit inniger lebt

als andere Menschen und dadurch das Leben anderer im Voraus lebt.“ Aus dieser Perspektive betrachtet ist es doch nur logisch, dass richtungsweisende Architektur immer nur aus einer Widerstandshaltung – oder wie es Friedrich Achleitner einmal so treffend bezeichnet hat – „Architektur kann nur das Produkt zivilen Widerstands sein!“

IMPRESSUM

Projekt Lebensräume - Werkstattgespräche

Wie müssen wir angesichts der sich verändernden Anforderungen der Gesellschaft
in Zukunft planen und bauen?

Beiträge zur IBA_Wien 2022 BAND 13

Herausgeberin

IBA_Wien 2022

Neues soziales Wohnen

Verfasser*innen

Robert Hahn, Michael Kerbler, Beatrice Stude

Covergestaltung

IBA_Wien 2022, Stefan Goller

Claudia Kozák

Druck

druck.at

Copyright

Das Copyright für die Texte liegt bei den Autor*innen. Das Copyright für die Abbildungen
liegt bei den Fotograf*innen bzw. Inhaber*innen der Bildrechte. Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagsfoto: @ IBA_Wien/ J. Fetz

Im Auftrag der IBA_Wien 2022, MA 50, Wohnbauforschung
Wien, 2018

ISBN 978-3-903474-92-5



INTERNATIONALE BAUAUSSTELLUNG WIEN 2022 NEUES SOZIALES WOHNEN

www.iba-wien.at
ISBN 978-3-903474-92-5